

— *Andres Furger* —

Der rote Faden

Von der Redensart zum Geschichtsbild



Verlag
<https://www.andresfurger.ch>
Neue Zürcher Zeitung

Der sprichwörtliche «rote Faden» geht auf das 18. Jahrhundert zurück. Damals begann die Royal Navy, die königliche englische Marine, in all ihre Seile und Taue einen durchlaufenden roten Faden eindrehen zu lassen. So wurde selbst das kleinste Stück als Besitz der Krone kenntlich gemacht und dadurch vor Diebstahl geschützt. Dies überliefert Goethe in seinen «Wahlverwandtschaften», und er selbst benützt den «roten Faden» als Metapher für die Leitlinie in seinen schriftlich niedergelegten Gedanken. Dahinter steht freilich auch die ältere Vorstellung vom Lebensfaden des Schicksals. Auch diese ältere Schicht wird hier erklärt. Aus jedem Jahrhundert werden typische Redensarten ausgewählt und mit einem entsprechenden Bild illustriert. So erklärt ein mittelalterliches Bild auf einen Blick, wie es zur Redensart «die Tafel aufheben» gekommen ist.



© 1995, Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich
ISBN 3 85823 547 4

<https://www.andresfurger.ch>

Inhalt

Einführung	7
Ausdrücke der jüngsten Vergangenheit (20. Jh.)	17
Die bewegte Zeit des 19. Jahrhunderts	35
Vor und nach der Revolution	49
Die Zeit des Ancien Régime (18. und 17. Jh.)	61
Die neue Welt der Renaissance (16. Jh.)	75
Die Epoche des Mittelalters (15. bis ca. 9. Jh.)	91
Spuren des Frühmittelalters (ca. 9 Jh. bis 5. Jh.)	108
Römische Zeit (4. Jh. bis Christi Geburt)	123
Vorchristliche Zeit	132
Quintessenz	151
Literaturverzeichnis	165

Einführung

Der «rote Faden» geht auf das 18. Jahrhundert zurück. Damals begann die Royal Navy, die königlich britische Marine, in all ihre Seile und Täue einen durchlaufenden roten Faden eindrehen zu lassen. So wurde selbst das kleinste Stück als Besitz der Krone kenntlich gemacht und dadurch vor Diebstahl geschützt. Das Prinzip der farbigen Kennlitze für die Eigentümerzugehörigkeit ist heute noch üblich; in einen der drei bis sechs Stränge, welche um die Seele des Seiles gewunden sind, wird ein farbiger Faden eingedreht.

Goethe überliefert in seinen «Wahlverwandtschaften» den roten Faden, und er selbst benützt diesen als Metapher für die Leitlinie in seinen schriftlich niedergelegten Gedanken. Dahinter steht allerdings die sehr viel ältere Vorstellung des Lebensfadens, der von den Moiren, den Schicksalsgöttinnen, gewoben wird. Die Königstochter Ariadne rettet den Theseus mit Hilfe eines Fadens aus dem Labyrinth ihres Vaters. Die beiden fliehen gemeinsam, doch dann verlässt Theseus seine Geliebte, da ihn sein Lebensfaden zu weiteren Abenteuern führt.

Damit sind wir mit der Redensart, die unserem Buch den Titel gab, bereits mitten im Thema auf einer vordergründigen, klaren und dann noch einer hinter- oder tiefgründigen, nicht immer voll auszuleuchtenden Ebene. Auf beiden soll uns der «rote Faden» in die Tiefe der Geschichte hineinführen.

Dies ist das Buch eines Archäologen, der am Anfang seines Berufslebens gelernt hat, aus Schichten zu lesen. Aus Kulturschichten im Boden. Der aber im weiteren Verlauf seiner Tätigkeit andere Schichten kennenlernte, Schichtfolgen, die auf das Leben sowohl von Gemein-

schaften als auch das Leben einzelner zurückgehen. Es ist auch das Buch eines Museumsleiters, zu dessen Berufung die Vermittlung von Spezialkenntnissen und Forschungsergebnissen an einen grösseren interessierten Kreis gehört und der dabei lernen musste, dieses spezialisierte Wissen in einen allgemein verständlichen Zusammenhang zu stellen.

Im Zentrum dieses Leitfadens stehen der Mensch und seine Vergangenheit, also die Geschichte. Erfahrung und Darstellung der Geschichte sind eng mit der Gegenwart verknüpft. So wie die Gegenwart dem aktuellen Wandel unterliegt, ist auch das Geschichtsbild dem Wandel unterworfen. Geschichte ist immer eine Gegenwart der Vergangenheit: Die Auseinandersetzung mit Geschichte ist wie das Hinunterblicken von einer Brücke auf den Grund eines langsam fliessenden Gewässers. Der Boden ist klar sichtbar, doch die Oberfläche spiegelt im bewegten Wasser den Kopf des Betrachters.

Was haben nun Redensarten mit Schichten, mit Geschichten, mit Geschichte zu tun? Der Mensch selbst ist angefüllt mit Geschichte: Er trägt in sich ein «Museum voller Organe», wie es ein Wissenschaftler, von dem wir noch hören werden, einmal formuliert hat. Dies gilt auch für den geistigen Bereich mit seinen «Jahrringen» der kollektiven und individuellen Entwicklung.

Überall ist also Geschichte, alles ist im Fluss. Und die Gegenwart ist als ein Schnitt durch diesen Fluss der Geschichte oder als ein imaginärer Punkt auf einer Zeitachse zu sehen, der sich unablässig zwischen dem Vergangenen und dem Zukünftigen bewegt. So trägt jeder das Zurückgebliebene in sich, gleichzeitig aber auch das Wachsende, werdende, die Zukunft.

Dies gilt ebenso für die Sprache. Deshalb gibt es auch eine Etymologie, die Lehre von der Geschichte der Wör-



Erasmus von Rotterdam, der humanistische Gelehrte, hat systematisch antike Redensarten gesammelt, kommentiert und herausgegeben. Bei diesem Bild von Hans Holbein d. J. von 1523 wird die Konzentration des Gelehrten auf seine mit «herküllischen Mühen» verbundene Arbeit meisterhaft zum Ausdruck gebracht. (Kunstmuseum Basel)

ter, und deshalb manifestiert sich Geschichte auch in den Redensarten, d.h. in den bildhaften Ausdrücken der Sprache. Seit Generationen dienen diese geschichtlichen Bilder als «sprachliche Fertigteile» in allen europäischen Sprachen zur Umschreibung aktueller Situationen. Hier betreten wir das bedeutungsvolle Spannungsfeld zwischen Vergangenheit und Gegenwart, und gleichzeitig stossen wir in die Tiefe der Vergangenheit vor. Sprichwörter und Redensarten leben von den mannigfachen, zeitbedingten bildlichen Vorstellungen bis hin zu einer archetypischen Schicht, mit der sich der letzte Teil des Buches befasst.

Geschichte als Gegenwart der Vergangenheit – der Gang durch die Zeitebenen findet hier von oben nach unten statt. Die Auswahl der Redensarten wird in der chronologischen Ordnung vom Jüngeren zum Älteren vorgelegt. Allerdings sind nicht alle Redensarten eindeutig zu datieren. Im Zweifelsfall wurden sie so ausgewählt und plziert, wie sie im historischen Sinn aussagekräftig sind. Neben dem tatsächlichen oder vermeintlichen Realursprung ist also auch die Zeittypik als Ordnungskriterium berücksichtigt worden, wobei sich eine gewisse subjektive Bewertung nicht umgehen liess.

Das Besondere an diesem Buch ist einerseits die erwähnte chronologische Gruppierung, andererseits die Kombination mit dem Bild, das jede Redensart verankert. Den Grundstock haben die unermesslichen Schätze des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich geliefert. Es ist überaus reizvoll, die reichen alten Welten in der Sprache durch einen interdisziplinären Brückenschlag zur Sachkultur vergangener Epochen wieder aufleben zu lassen, wie sie im Nationalmuseum der Schweiz und in ähnlichen Sammlungen überliefert ist. Der Blick soll nicht auf ein vorgegebenes Bild eingeengt, sondern als Aus-

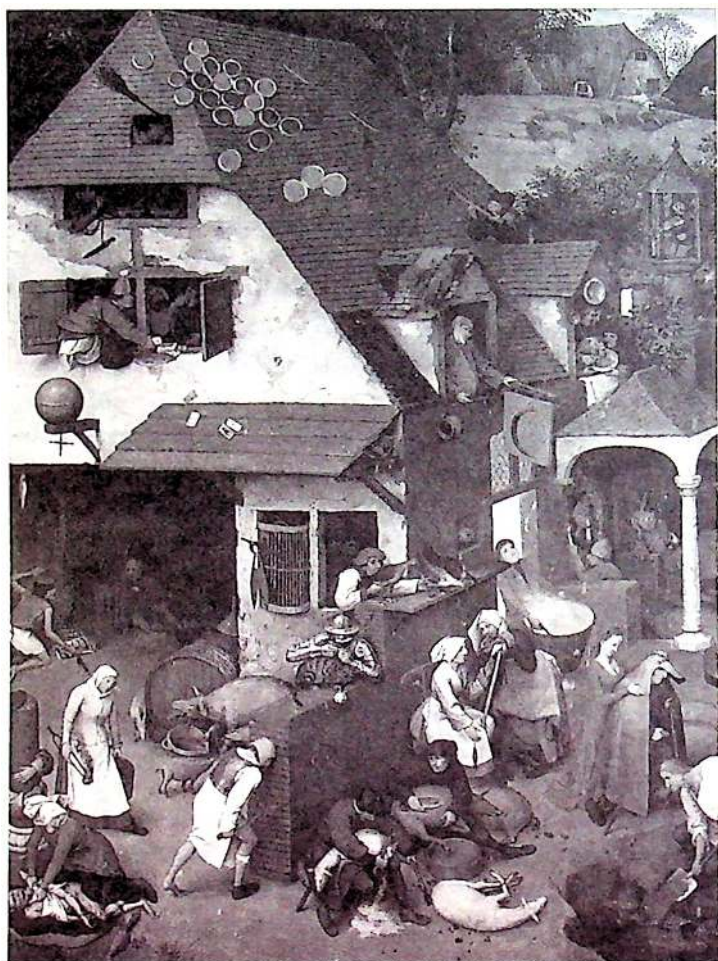
gangspunkt einer auf Weiterung angelegten Sicht verstanden werden.

Historisch gesehen besitzt die Auseinandersetzung mit Sprichwörtern und Redensarten selbst schon eine Geschichte, die weit zurückreicht. An der Schwelle vom Mittelalter zur Zeit des Humanismus und der Renaissance hat Erasmus von Rotterdam erstmals eine Sammlung von Zitaten antiker Autoren zusammengetragen – die ihrerseits bereits gesammelt hatten. Diese «Adagia» des Erasmus war gleichzeitig sein erstes und bedeutendstes Werk, das bereits zu seinen Lebzeiten in ständig erweiterten Fassungen über dreissig Mal neu aufgelegt wurde. Goethe griff darauf zurück, als er 1815 seine Sammlung «Sprichwörtlich» anlegte.

Erasmus leistete damit einen wichtigen Beitrag zur Wiedergeburt antiker Redensarten und der diesen inwohnenden Lebensweisheiten. Mit seinen Kommentaren hat er ganz bewusst die Gegenwart im Spiegel der älteren Geschichte, im Kraftfeld zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zu erhellen versucht. Seine in Latein abgefassten Texte haben bald Eingang in den deutschen Sprachraum, wo er hauptsächlich gelebt und gewirkt hat, gefunden. Erasmus ist 1536 in Basel gestorben.

Erasmus hat sich 1523/24 von Hans Holbein dem Jüngeren bezeichnenderweise auch mit einem Band porträtieren lassen, auf dem in Griechisch «Herkulische Mühen», der Titel eines wichtigen Adagiums, steht. Darin schreibt er unter anderem:

«Auf jeden Fall täuschen Adagien oft wie kleine Gemmen, gerade weil die Grössenverhältnisse reduziert sind, manchmal den Blick des Sammlers, wenn er nicht ganz scharf zusieht. Ausserdem sind noch lange nicht alle leicht zu finden, die meisten sind versteckt, so dass man sie mehr ausgraben als sammeln muss.



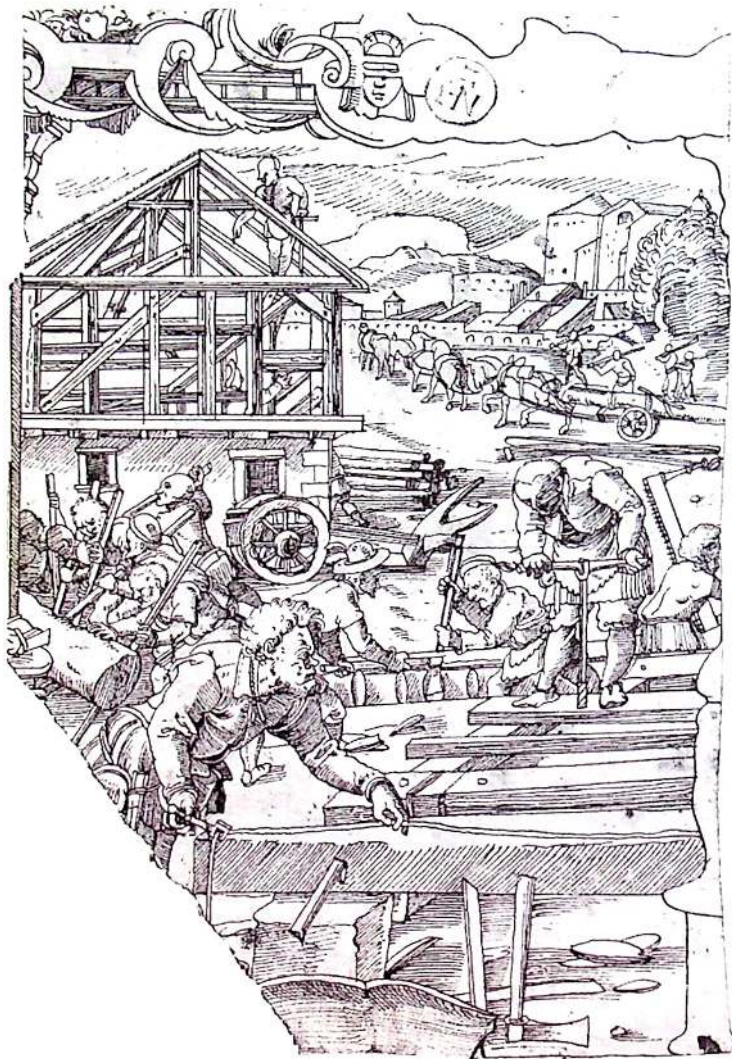
Ausschnitt aus dem Bild «Die niederländischen Sprichwörter» von Pieter Bruegel d. Ä. (1525/30 – 1569). Darin sind auch malerische Umsetzungen von im Deutschen ge-
läufigen Ausdrücken und Redensarten zu finden. Das Hauszeichen, eine umgekehrte
Weltkugel, nimmt «die verkehrte Welt» auf. Unten links rennt ein Mann «mit dem
Kopf in die Wand», weil er «in Harnisch geraten ist». Der Bebehnnte über ihm ist «ein
Eisenfresser» und bis «an die Zähne bewaffnet». Rechts davon spricht eine Person aus
der kleinen dunklen Fensteröffnung aus zwei Mündern, das heisst, sie ist «doppel-
züngig». (Staatliche Museen Preussischer Kulturbesitz Berlin, Gemäldegalerie)

Alles dagegen, was hier behandelt wird, wirkt erst in der Anwendung und nicht in der Erwähnung selbst prächtig und enthüllt dann erst seinen wahren Wert, wenn es sich wie eine Gemme der Darstellung passend eingefügt zeigt.»

Auch die bildliche Umsetzung von Redensarten hat Geschichte. Besonders bekannt ist das Bild von Pieter Bruegel d.Ä. von 1559 mit der komprimierten Darstellung verschiedener Sprichwörter und Redensarten.

Seit dem 16. Jahrhundert sind Sprichwörter, Sentenzen und Redensarten aktuell geblieben. Besondere Blüte erlebte das Zitieren alter Weisheiten unter den Gelehrten des 19. Jahrhunderts. Vor diesem Hintergrund verfasste der Berliner Philologe Georg Büchmann 1864 für den deutschen Sprachbereich sein Buch «Geflügelte Worte», das bald zum Klassiker wurde. In der Nachfolge Büchmanns erschienen weitere ähnliche Sammlungen, die Redensarten lexikalisch ordnen und erklären (siehe Literaturverzeichnis). Darunter gibt es offenbar auch Werke zweifelhaften Inhalts. Darauf weist Lutz Röhrich hin, der nicht von der Philologie, sondern von der Volkskunde an die Redensarten herangeht. Mit seinem «Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten» hat er aufgrund systematischer Forschungstätigkeit ein neues Standardwerk geschaffen. Dieses und die anderen genannten Werke dienen wie der den Redewendungen gewidmete Duden als wichtige Grundlage meiner Auslese. Dabei habe ich in erster Linie solche Redensarten gewählt, die heute noch allgemein geläufig sind.

Im Zentrum dieser Fibel stehen die sprichwörtlichen Redensarten. Sie bestehen in Abgrenzung zu den Sprichwörtern weniger aus abgeschlossenen Sätzen mit fester Aussage als vielmehr aus bildhaften Ausdrücken. Sie bil-



Der Zimmermann im Vordergrund lässt die in Farbe getauchte Richtschnur auf den rohen Balken abschnellen, so dass sein Geselle hinter ihm anschliessend mit dem Beil den Balken entlang der Markierung gerade zurichten kann und nicht «über die Schnur haut». Scheibenriss um 1600. (Schweizerisches Landesmuseum)

den also eine Art sprachlichen Grundstoff. Dieser erhält die definitive Form und Aussage erst durch seine konkrete Fassung – wie die Gemme im Goldring – und überlässt dem Anwender einen kreativen Spielraum. Allerdings sind die Grenzen zu den Sprichwörtern wie auch zu bildhaften Einzelausdrücken und zu geflügelten Worten fließend. Deshalb wurden diese Übergangszonen bewusst mitberücksichtigt.

Richtschnur soll hier die klar formulierte Frage sein: Welche Zeit hat welche Redensarten hervorgerufen, und wohin führen sie? Es ist mir klar, dass ein solches Büchlein heute ein gewagtes Unternehmen für einen einzelnen darstellt, zumal damit verschiedene Disziplinen tangiert werden. Ich habe es trotzdem gewagt, weil ich der Meinung bin, dass heute zu wenig fächerübergreifend gearbeitet wird. Durch meine tägliche Arbeit weiss ich, dass ein berechtigtes Interesse an zusammenfassenden und vernetzte Darstellungen besteht. Ich hoffe, mich dabei selbst an den roten Faden gehalten und nicht «über die Schnur gehauen» zu haben. Sollte der rote Faden zu wenig in den ganzen Strang eingedreht worden sein, bin ich für entsprechende, auch weiterführende Hinweise dankbar.

Die Idee zu dieser Arbeit entstand vor längerer Zeit und hat mich während drei Jahren beschäftigt. Dabei kamen mir für die Grundlagenarbeit meine Tätigkeit am Landesmuseum mit seiner breiten Sammlung und der rege Kontakt zu zahlreichen Kolleginnen und Kollegen im Museum, in der Schweiz und im Ausland sehr zu Hilfe; der Text entstand ausschliesslich in der Freizeit.

Diese Arbeit wurde von A bis Z massgeblich unterstützt durch Alfred Mohler in Thalwil, dem mein erster Dank gilt. Für die Bildbeschaffung danke ich Silvana Mombelli, für vielerlei Anregungen und Hinweise

1
w
adw
Theodor Beyer, François de Capitani, Klaus Deuchler, Christoph Eggenberger, Hans-Ulrich Etter, René Felber, Jeapette Frey, Felix Graf, Tina Grütter, Ursula Furger-Gunti, Frank Hieronymus, Monica Iseli, Andreas Jung, Esther Keller, Maria Kohlert-Németh, Mylène Koller, Sigrid Pallmert, Robert Sallmann, Eduard Saluz, Bruno Schwitter, Gérard Seiterle, Hans Peter Treichler, Regula Zweifel, für das Diagramm auf S. 159 meinem Sohn Thierry und für die letzte Manuskriptdurchsicht Karin-Maria Neuss. Für die sorgfältige und umsichtige Realisierung des Buches danke ich Walter Köppli, Manfred Papst und Heinz Egli vom Verlag.

Ausdrücke der jüngsten Vergangenheit (20. Jahrhundert)

Die Inhalte der Redensarten des 20. Jahrhunderts sind Momentaufnahmen aus einer Zeit, die sich aus vielen verschiedenen Entwicklungen, die sich mit atemberaubender Geschwindigkeit in fast allen Lebensbereichen manifestieren, zusammensetzt. Hinzu kommen im politischen und militärischen Bereich Konflikte von globaler Bedeutung.

Ein zentrales Element des 20. Jahrhunderts ist die weltweite Vernetzung, die schnelle Verbreitung von Neuerungen um den ganzen Erdball, wie sie in der ersten Redensart dieses Kapitels zum Ausdruck kommt. Ein anderes wichtiges Element ist der rasante technische und wissenschaftliche Fortschritt auf der Grundlage eines rationalen, stark spezialisierten Denkens sowie einer Gegenbewegung dazu, nämlich dem Schöpfen aus der Tiefe des Menschen bis hin zum bewussten Umgang mit dem Unbewussten, der Entdeckung der Psychologie. In der gleichen Zeit setzen die Künstlerinnen und Künstler zum Sprung in die moderne, abstrakte Kunst an.



Robert Jungks Buch «Die Zukunft hat schon begonnen» von 1952. Titel, Untertitel und Umschlagillustration weisen deutlich auf die Kehrseite des neuen Fortschrittes nach dem Zweiten Weltkrieg hin. (Zentralbibliothek Zürich)

«Die Zukunft hat schon begonnen» lautet der Titel eines 1952 vom deutschen Schriftsteller Robert Jungk herausgegebenen Buches. Der Titel spielt an auf den angesprochenen Fluss der Geschichte. Der Autor darf als ein Pionier der Umweltschutzbewegung bezeichnet werden, die seit den siebziger Jahren zu einem Hauptthema in Politik und Gesellschaft geworden ist. Zum letzten Auslöser dieser Massenbewegung wurde die Erdölkrise von 1973. Das Umweltproblem ist das Resultat einer längeren und sich schnell verschärfenden globalen Entwicklung: Trotz dem hohen Stand der Technik setzen die begrenzten natürlichen Ressourcen den Bedürfnissen einer stark angewachsenen Weltbevölkerung Grenzen. Das Nebeneinander von Allmacht und Ohnmacht wird auch im Alltag spürbar. In Amerika, wo das «Rad der Geschichte» schneller dreht als in Europa, wird dies früher spürbar.

In den letzten Jahrzehnten wuchs die Erkenntnis der begrenzten Belastbarkeit der Erde und der Atmosphäre, nachdem die Menschen seit Jahrhunderten und Jahrtausenden immer mehr in den Kreislauf der Natur eingegriffen respektive sich «die Erde untertan» gemacht hatten, wie es in der Bibel heisst. In der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg gaben sich die Menschen in den dichtbesiedelten Gebieten erstmals Rechenschaft, dass dieser Entwicklung nicht hemmungslos freier Lauf gelassen werden kann, und entwickelten in der Folge Gedanken in eine neue Richtung. Das Schlagwort und das Bild des «Raumschiffes Erde» kennzeichnet diesen Standpunkt. In gewissen Bereichen, wie etwa bei der Eindämmung der Gewässerverschmutzung in der Schweiz – wobei hier noch an das alte Thema vom Schutz der Heimat angeknüpft werden konnte – waren bald erste Erfolge zu verzeichnen. Als wesentlich schwieriger erweist sich bekanntlich die Lösung komplexerer und weiträumigerer Probleme wie etwa der Luft- und Bodenverschmutzung.

Die Redensart «Die Zukunft hat schon begonnen» drückt aus, dass in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts globaleres Denken, sowohl zeitlich wie räumlich gesehen, vermehrt Fuss fasst. Wir werden durch äusseren Druck in unsere Geschichte zurückgeworfen, ihre Analyse bestimmt das Handeln.



Berliner Tänzgirls der Revue «Konfetti» im Juni 1945. Der amerikanische Einfluss wird nach Ende des Zweiten Weltkrieges in Europa stärker spürbar. Unmittelbar nach Kriegsende werden in den kriegszerstörten Städten unterhaltsame Schauveranstaltungen durchgeführt. (Aus: Ranke et. al. 1990)

Die Redewendung besagt, dass jemandem der Erfolg streitig gemacht oder er gar übertrumpft werden soll. Sie ist im deutschen Sprachgebiet erst seit der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg überliefert. «Schau» kommt vom englischen «show», dem Wort für die Revue. Das amerikanisch-englische Äquivalent heisst «to steal someone's show». Kaum älter ist im Deutschen «eine Schau abziehen». Diese Redewendungen stehen hier stellvertretend für den starken amerikanischen Einfluss, der zunächst nach dem Ersten und dann unmittelbar nach Ende des Zweiten Weltkrieges in Europa spürbar wird. Vieles, das heute bei uns festen Bestand hat, geht auf jene Zeit zurück: Make-up, Kugelschreiber, Bikini, Computer, Kaugummi usw. Auch Ausdrücke wie «Traumfabriken» für Filmunternehmen oder «Traumschlitten» für grosse Luxusautos gründen in dieser Zeit.

Gewiss geht die «Amerikanisierung des Alltags» auf das in der Geschichte wiederholt zu konstatierende Phänomen zurück, dass im kulturellen Bereich manches vom Sieger übernommen wird. Die gesellschaftliche Entwicklung war in den Vereinigten Staaten derjenigen in Europa in manchem voraus.

Im kriegszerstörten Deutschland entstanden die ersten Shows sehr bald nach Kriegsende. In Berlin etwa gingen, vor allem als Kontrast zum trostlosen Ruinenalltag, bereits im Juni 1945 verschiedene Revuen über improvisierte Bühnen. – Damit stossen wir auf eine menschliche Grundanlage, die zeitlos ist. «... wir wollen leben, nicht bloss überleben» zitiert die «Neue Zürcher Zeitung» am 27.1.1994 den künstlerischen Leiter des Kinos Apollo in Sarajewo, M. Cvijanovic, der mitten in den schlimmsten Kriegswirren den Betrieb aufrecht erhielt und gar eine Woche des französischen Films vorbereitete.

Seit der Zeit des Zweiten Weltkrieges hat das Showelement in Europa ständig zugenommen. Bei Sportveranstaltungen und grossen Konzerten ist der Schauteil teilweise so wichtig wie der Wettkampf oder das Konzert selbst. Die «Schau» gehört zum Leben – und macht selbst vor dem Tode nicht halt. Was hat der an Aids erkrankte Freddy Mercury, Leadsänger der Gruppe «Queen», noch gesungen? «The show must go on!» Daraus ist keine deutschsprachige Redewendung geworden und wird es wohl auch nicht werden, weil englische Ausdrücke zum festen Bestandteil des Deutschen geworden sind; «Showbusiness» bleibt «Showbusiness».



So wie der «Eiserne Vorhang» im Brandfall die Bühne vom Zuschauerraum trennt, gab es zwischen Ost- und Westeuropa nach Kriegsende bis 1989 eine künstliche Abschottung. Die Grenzlinie bei Theobaldshof/Rhön, Bundesrepublik Deutschland, im Jahre 1971. (Bildarchiv Neue Zürcher Zeitung)

Als «Eisernen Vorhang» bezeichnet man die Trennlinie, die Europa nach dem Zweiten Weltkrieg bis 1989 in einen Ost- und einen Westblock teilte und über weite Strecken in Form der bekannten Todeszone mit Zaun, Wachttürmen und Minenstreifen auch physisch präsent war.

«Hinter dem Eisernen Vorhang» ist ein Ausdruck, der auch im Sinne einer Redensart gebraucht wurde. Dieser «Eiserne Vorhang» wurde zu einer künstlichen Kulturgrenze, die wir heute, nach dem Fall der Mauer, erst deutlich wahrnehmen. Eine kleine Öffnung in diesem Vorhang gab es für den sprichwörtlich gewordenen «Heissen Draht» zwischen den Machtzentren in Moskau und in Washington in Form des «Roten Telefons». Diese Installation war der kleinste gemeinsame Nenner, der das Schlimmste, den Ausbruch eines atomaren Schlagabtausches zwischen zwei Grossmächten, die den «Overkill» verwalteten, verhindern sollte.

Das Bild vom «Eisernen Vorhang» verwendete Churchill 1945 in einem Telegramm an den amerikanischen Präsidenten Truman und in einer Rede in England: Auf dem europäischen Kontinent sei der «iron curtain» heruntergegangen. Damit griff er auf einen älteren Ausdruck zurück, der generell auch ein militärisches Sperrfeuer meinte. In Belgien sprach man bereits in der Zeit des Ersten Weltkrieges vom «rideau de fer» für die Grenze zu den deutschen Landsleuten.

Der Ausdruck steht aber auch für die «schwedischen Gardinen», für die Gitter vor dem Gefängnisfenster. Ursprünglich dürfte dieses Bild des «Eisernen Vorhanges» auf den eisernen Schutzvorhang zurückgehen, welcher aus Sicherheitsgründen im Theater den Zuschauerraum von der Bühne trennt und bei Ausbruch eines Brandes jederzeit heruntergelassen werden kann. Der «Eiserne Vorhang» trennt also hier wie dort zwei ideelle Welten, die wie die meisten durch Ideen geschaffenen Realitäten zeitlich und räumlich begrenzt sind.

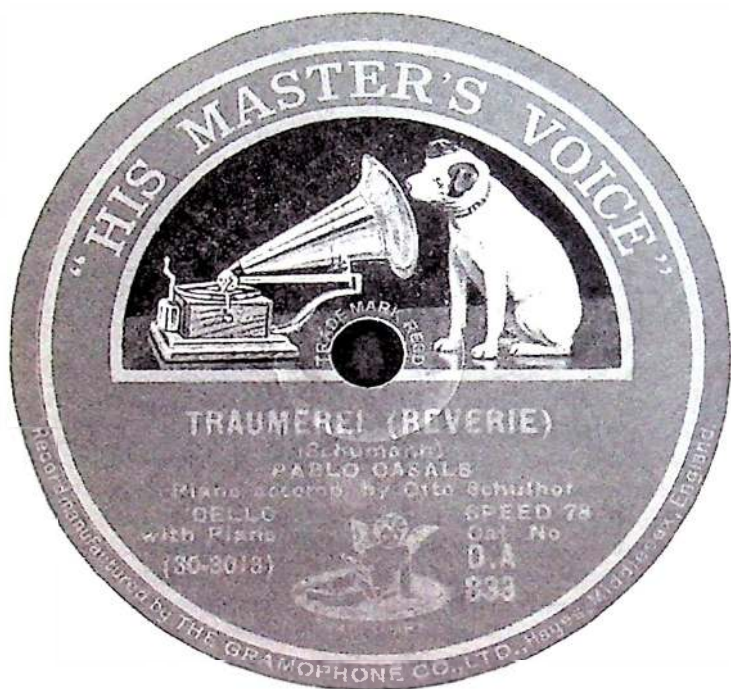


Postkarte «Die Friedensinsel» aus der Zeit des Ersten Weltkrieges. Die Schweiz ist als festes, dicht überbautes Felsenriff dargestellt, das von gefährlichen Wellen umbrandet wird. Auf diesem Boden entstanden in der Zeit des Zweiten Weltkrieges die Bilder des «Igels Schweiz» und des «vollen Bootes». (Schweizerisches Landesmuseum)

Die Formulierung vom «vollen Rettungsboot» für die Schweiz benutzte der schweizerische Bundesrat von Steiger im Jahre 1942 in einer Rede in bezug auf die Flüchtlingspolitik. Dieses seither immer wieder aufgegriffene Zitat steht stellvertretend für die Situation eines neutralen Staates Schweiz inmitten eines grossen Kriegsschauplatzes. – Dasselbe Kriegsgeschehen hat übrigens zynischen Redewendungen wie «Einschlagen wie eine Bombe» oder «Reden wie ein Maschinengewehr» neuen Auftrieb gegeben oder gar neue entstehen lassen, wie etwa «Brennen wie ein Christbaum» für flächenmässig bombardierte Städte.

Der Zweite Weltkrieg löste unermessliche Flüchtlingsströme aus, darunter vor allem von in Nazideutschland verfolgten Juden. «Das Boot ist voll» war die Antwort eines Kleinstaates, dessen Angst um das eigene Überleben die Nöte anderer in den Hintergrund treten liess. Heute wissen wir, welche unmenschlichen Folgen diese Politik hatte und wieviel mehr dieses kriegsverschonte Land für das Überleben Verfolgter hätte leisten können. Die bundesrätliche Metapher der Schweiz als Boot auf einer grossen Wasseroberfläche ist vor dem tieferen Hintergrund der Entstehung der Eidgenossenschaft als Alpenrepublik zwischen den grossen Machtblöcken Europas zu sehen. Zur Geschichtsschreibung der offiziellen Schweiz gehört denn auch – vor allem in Zeiten der aktiven Bedrohung – die starke Betonung des Selbstbehauptungswillens und damit der Abschottung. Schon zur Zeit des Ersten Weltkrieges kam – wie unser Bild zeigt – das Bild der Schweiz als umbrandete heile Insel auf. Vor diesem «Inselmythos» erklärt sich der Rückgriff auf das Bild des vollen Bootes und damit auf die gängige Redensart «im gleichen Boot sitzen». Dies ist das Sprachbild der Notgemeinschaft von Schiffbrüchigen im Rettungsboot auf hoher See.

Mit dem Bild der Abschottung und des Bootes stossen wir zum erstenmal auf die Seemannssprache als Ursprung zahlreicher Redensarten. Das Schiff als Schicksalsgemeinschaft ist sehr alt, kennen wir doch schon im Lateinischen das Sprichwort «in eadem es navi», das bereits von Erasmus von Rotterdam kommentiert wurde.



Der Hund vor dem Grammophontrichter. Im Label einer bekannten Plattenfirma erscheint ein bis in die Zeit des Zweiten Weltkrieges geläufiges Grammophonmodell. (Foto E. Saluz)

Diese Redensart dient als Aufforderung zum Wechsel des Gesprächsthemas. Verwandt sind «die alte Platte spielen» oder «die Platte hat einen Sprung» für Wiederholungen. Die Ausdrücke sind seit den zwanziger Jahren bekannt und gehen auf die frühen Schallplatten zurück.

Damit kehren wir zu den «goldenen Jahren» der Zwischenkriegszeit zurück, in eine lebensfreudige Periode zu Beginn unseres Jahrhunderts. Damals hat sich auch die Photographie allgemein durchgesetzt. Das eigene Leben wird «auf die Platte gebannt» und in Alben abgelegt. In diese Zeit gehört auch das Aufkommen des Spielfilms, der ebenfalls sprachbildend geworden ist mit der Redensart «Der Film ist gerissen» oder dem Ausdruck «abspulen». Die Welten des Theaters, des Films und des Fernsehens hängen eng miteinander zusammen. Das Publikum «ist live dabei», während der Akteur im Theater «im Rampenlicht» und bei Film und Fernsehen «im Scheinwerferlicht steht». Die sprichwörtlich gewordene Linse der Kamera eröffnet dabei neue Perspektiven, von der «Totalen» bis zum «Makrobereich» und vom «Zeitraffer» bis zur «Zeitlupe».

Mit den neuen Massenmedien rücken die Menschen dieser Welt zusammen, ihre Leistungen und Erlebnisse werden aber auch nivelliert. Das Abspielen der Platte tritt an Stelle des Konzertabends, die Sportsendung ersetzt den Matchbesuch. Das Leben aus zweiter Hand bestimmt den Tagesablauf vieler Menschen im zwanzigsten Jahrhundert. Von der «Konsumgesellschaft» werden Nachrichten und Ereignisse beliebig reproduziert und konsumiert.

Walter Benjamin hat sich in seiner Arbeit «Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit» dazu grundlegend geäußert: «Die Reproduktionstechnik, so liesse sich allgemein formulieren, löst das Reproduzierte aus dem Bereich der Tradition ab. Indem sie die Reproduktion vervielfältigt, setzt sie an die Stelle seines einmaligen Vorkommens ein massenweises. Und indem sie die Reproduktion erlaubt, dem Aufnehmenden in seiner jeweiligen Situation entgegenzukommen, aktualisiert sie das Reproduzierte. Diese beiden Prozesse führen zu einer gewaltigen Erschütterung des Tradierten – einer Erschütterung der Tradition, die die Kehrseite der gegenwärtigen Krise und Erneuerung der Menschheit ist.»



Vollgas am Start. Der Erfolg und die rasche Verbreitung des Automobils beruhte nicht zuletzt auf den populären Sportveranstaltungen in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts. In der Schweiz waren die Klausenrennen besonders beliebt. Strasse frei für Otto Merz im Jahre 1925. (Aus: B.Brägger, Kompressoren am Berg, 1972)

«Gas geben» heisst sich beeilen und steht in Zusammenhang mit einem Teil des Automobilmotors, dem Vergaser. In ihm wird das flüssige Benzin fein zerstäubt, also mit Luft gemischt; der in feine Tröpfchen aufgelöste Kraftstoff bildet ein leicht entzündbares Gemisch. Dieses wird durch die Drosselklappe in der Mischkammer zurückgehalten. Beim Druck auf das Gaspedal öffnet sich diese Klappe und macht dem «Gas» den Weg über die Ventile frei in den Zylinder, wo der «zündende Funke» die Explosion auslöst.

Die Erfindung des Ottomotors und die daraus resultierende Ausbreitung des Automobils hat das zwanzigste Jahrhundert wie kaum eine andere technische Entdeckung geprägt. Die durchschlagende Wirkung beruht wie meistens auf einer Wechselwirkung; der Verkehr erlebte im letzten Jahrhundert bereits einen massiven Aufschwung. Dahinter steht ein ständig zunehmendes Verlangen nach grösserer und schnellerer Mobilität. Um 1900 war ein intensiver Kutschenverkehr, für den breite Strassen geschaffen wurden, aus den Städten und von den wichtigsten Verbindungsachsen nicht mehr wegzudenken. Kein Wunder also, dass das schnellere Auto in wenigen Jahrzehnten die Equipagen verdrängen konnte, für welche teure Pferde, Stallungen, Kutscher und Pferdeknechte nötig waren. Parallel dazu veränderten sich auch die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Ferien und Reisen waren nicht länger ein Privileg der schmalen Oberschicht. Trotzdem ist das Auto ein Statussymbol geblieben, was sich auch in der Sprache ausdrückt. Der eigentlich die Pferdekutsche meinende Ausdruck «Wagen» wird zur noblen Bezeichnung für das selbstschaufierte Auto.

Auf die Kutschenzeit gehen zahlreiche Redewendungen zurück wie beispielsweise «die Kräfte zügeln», «über die Stränge hauen», «mit Zuckerbrot und Peitsche». Warum gibt es nicht eine entsprechende Zahl von Redensarten aus der omnipräsenten Welt des Automobils?



Paris 1974: Der Herausforderer Jean Claude Bouttier setzt zur Siegespose an, sobald aus der Ecke des bisherigen Titelinhabers das Handtuch in den Ring geworfen wird. Dies ist das Zeichen des Coachs, dass der in den Seilen hangende Elio Calcabrini Kampf und Titel verloren hat. (Bildarchiv Ringier, Zürich)

Anders als beim hingeworfenen alten (Fehde-)Handschuh aus der wiederbelebten Welt des Rittertums, der als Zeichen für den Kampfbeginn verstanden wird, signalisiert das Handtuch die Beendigung eines Kampfes. Damit sind wir in der Welt der Spitzensportler angelangt, bei den Rittern des 20. Jahrhunderts. Nichts geht hier ohne Publikum. Ganze Nationen, Städte oder wichtige Einzelpersonen halten sich Sportmannschaften, machen ihr Renommee von ihren Erfolgen abhängig, «setzen auf sie» oder «steigen selbst in den Ring».

«Das Handtuch werfen» stammt aus dem Boxsport. Damit signalisiert das Team der verlierenden Partei die Aufgabe des hoffnungslos gewordenen Kampfes. Sofortiges Handeln ist nötig, denn Spiel und Ernst sind oft nicht mehr voneinander zu trennen; immer wieder geht es im wahrsten Sinn des Wortes um Leben oder Tod.

Auch Ausdrücke aus anderen Sportarten werden im übertragenen Sinne gebraucht, denken wir etwa an das «ausbremsen» aus dem ebenfalls lebensgefährlichen Automobilsport und an den ruppigen, aber noch tolerierten «Bodycheck» im Eishockey. Eingang in die politische Landschaft haben Ausdrücke aus dem Alpinismus gefunden, so etwa die «Seilschaft» oder der «Quereinsteiger». Die Welt des Fussballs hat ebenfalls sprachbildend gewirkt. Denken wir nur an die «gelbe» oder «rote Karte» für eine Verwarnung respektive für den Ausschluss des Spielers wegen Regelverstosses. «Im Abseits stehen» bedeutet die isolierte Stellung an der Front, und der «Transfer» hängt mit der Ausleihe oder der Ablösung eines Spielers von einem Verein zum anderen zusammen. Dass im sportlichen Spiel oft tiefer Ernst liegt, zeigt auch die Sprache. Viele Sportausdrücke sind der Sprache des Krieges entlehnt: Im Fussball entscheidet über «Sieg» und «Niederlage», wer wann wieviel Bälle ins Tor «schießt».

Spitzen- und Freizeitsport sind zu einem wichtigen Wirtschaftsfaktor des 20. Jahrhunderts geworden. Was in der Zeit der Antike gründet und vor allem in religiösen Ritualen wurzelt, etwa der Ringkampf der Griechen bei den Olympischen Spielen oder das Wagenrennen der Etrusker anlässlich von Begräbnisfeiern, ist heute ganz auf die Bedürfnisse der Freizeitgesellschaft zugeschnitten; in diesem neuen Bereich entstehen eigene Strukturen, Regeln, Bekleidungen, Rituale und sprachliche Neuschöpfungen.



Der Psychologe C.G. Jung und die Festung. Der Festungsgrundriss ist hier als Metapher für einen festen Seelengrund mit klaren Grenzen und Strukturen zu verstehen, zu denen auch die Komplexe gehören. Das Portrait weist Ähnlichkeiten mit C.G. Jung auf, der vis-à-vis der ehemaligen Festung Hünningen aufgewachsen ist. Ölbild von P. Birkhäuser (1911- 1976), einem Analysanden von C.G. Jung, aus dessen ehemaligem Besitz. (Privatbesitz)

Um die Jahrhundertwende vollzieht sich in der Kunst ein bahnbrechender Umbruch: Künstlerinnen und Künstler lösen sich von der Darstellung der Realität und bilden ab, was sie im Innersten fühlen und empfinden. Elemente treten wieder auf, die in älteren Zeiten bereits künstlerischen Ausdruck gefunden hatten, zuerst in den Höhlenmalereien des Paläolithikums, dann etwa in der Kunst der Kelten oder bei den sogenannten Naturvölkern.

Zu Anfang des 20. Jahrhunderts findet parallel dazu im Bereich der Psychologie der Vorstoss in eine neue Tiefe statt. Vorreiter sind hier Sigmund Freud mit seiner Traumdeutung und Carl Gustav Jung, der Entdecker des kollektiven Unbewussten. Auf ihn geht neben der Prägung von heute vielfach verwendeten Begriffen wie «Introversion», «Extraversion» und «Archetypen» auch die Schöpfung des Begriffs «Komplex» zurück. Das zur Redewendung gewordene «einen Komplex haben», welches meist abschätzig gebraucht wird, weil es mit einem krankhaft veränderten seelischen Zustand in Verbindung gebracht wird, hat sich allerdings von der Jungschen Definition entfernt. Er bezeichnete damit (im Gegensatz zu den «Archetypen», den Inhalten des kollektiven Unbewussten) die wesentlichen Inhalte des persönlichen Unbewussten, «welche die persönliche Intimität des seelischen Lebens ausmachen».

Freud und Jung haben für jedermann spürbare Phänomene in Begriffe gefasst. Gerade in der Traumdeutung kündigt sich die Sensibilisierung etwa durch das künstlerische Werk von William Blake und von Johann Heinrich Füssli im ausgehenden 18. Jahrhundert an; in die gleiche Richtung gehen Ausdrücke und Redensarten, die seit dieser Zeit belegt sind, wie «Das fällt mir nicht im Traum ein».

Wieso war gerade diese Zeit reif für die Wiederentdeckung des Unbewussten? Geben wir die Antwort mit C.G. Jung:

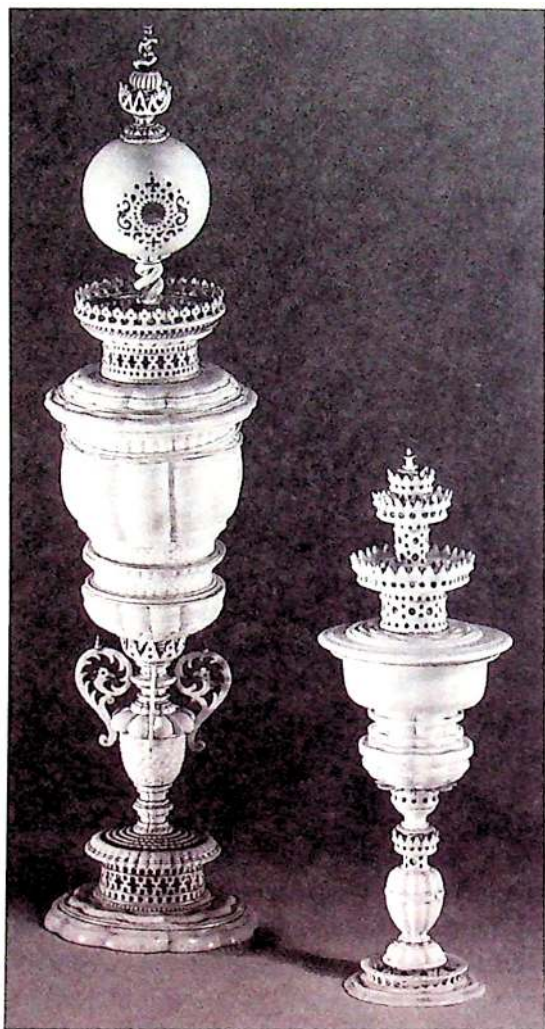
«Seit die Sterne vom Himmel gefallen und unsere höchsten Symbole verblasst sind, herrscht geheimes Leben im Unbewussten. Deshalb haben wir heutzutage eine Psychologie, und deshalb reden wir vom Unbewussten.» Und: «Die therapeutische Methode der Komplexen Psychologie besteht dementsprechend einerseits in einer möglichst vollständigen Bewusstmachung der konstellierte unbewussten Inhalte und andererseits in einer Synthese derselben mit dem Bewusstsein durch den Erkenntnisakt.»

Die bewegte Zeit des 19. Jahrhunderts

Eingebettet zwischen der schnellebigen Epoche des 20. Jahrhunderts und der die Gesellschaftsstrukturen massgeblich verändernden Französischen Revolution liegt ein Jahrhundert, welches die Lebensweise des einzelnen grundsätzlich verändert hat. Es ist die Industrialisierung, welche zahlreiche neue Erfindungen hervorbringt, Arbeitsabläufe systematisiert, vielen Menschen Arbeit gibt, sie aber auch abstumpft. Im folgenden Text werden vor allem die drei Sparten Wissenschaft, Technik und Bürgertum schlaglichtartig beleuchtet.

1859 erscheint Charles Darwins grundlegendes Werk über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl, welches nicht nur in der Biologie, sondern auch in den Geisteswissenschaften umwälzend wirkt, indem die Modellvorstellung der sich langsam entwickelnden natürlichen Selektion auch auf die menschliche Kulturgeschichte übertragen wird.

Das Werden der Nationen steht im Vordergrund der politischen Geschichte Europas. Von hier aus finden grosse Auswanderungsbewegungen nach Amerika einerseits und ein Uebergreifen auf andere Kontinente in Form von Kolonien andererseits statt. Diese Periode des Nationalismus und Kolonialismus ist gesellschaftlich gesehen das Zeitalter des Bürgertums. An die Stelle der alten Aristokratie tritt eine bürgerliche Oberschicht. In Kunst und Kunsthandwerk prägt der Historismus, der Rückgriff auf ältere Stile, einen guten Teil des 19. Jahrhunderts. Dies auch als Antwort auf die neue Schlichtheit des Klassizismus, welche die Frühzeit dieses Jahrhunderts bestimmt.

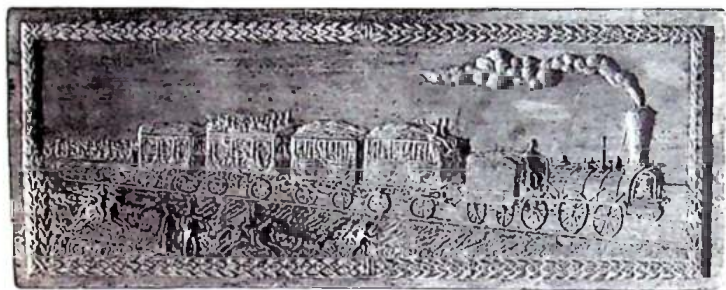


Verspielte Elfenbeinpokale des 17. Jahrhunderts aus dem Kabinett des Basler Rechtsgelehrten Remigius Faesch (1595-1667). Sammlungen von solchen Kunstgegenständen und Kuriositäten bildeten im 19. Jahrhundert den Grundstock der neu gegründeten Museen, die zum Ort der Bildung des neuen Bürgertums wurden. (Historisches Museum Basel)

Der Turm aus Elfenbein, seit jeher ein besonders wertvolles Material und an kostbare Reliquiengefäße erinnernd, dient hier als Bild für Weltfremdheit und Selbstüberschätzung vor allem bei Künstlern und Gelehrten. Die Redensart «im Elfenbeinturm sitzen» wird oft gebraucht für eine besondere Art der Absonderung, des Sich-Vergrabens in einem fein verästelten Wissenschaftssystem.

Der Elfenbeinturm steht hier stellvertretend für eine bestimmte Form des Universitätsbetriebes im späten 19. Jahrhundert, die noch weit in das 20. Jahrhundert ausstrahlt. Dieser Art des Denkens und intellektuellen Arbeitens verdanken wir – neben allen Schwächen – Wesentliches unseres Fortschrittes, vor allem was die Geschichte der Technik betrifft, die auf den nächsten Seiten behandelt wird.

Das sprachliche Bild des Elfenbeinturmes wird zum erstenmal im Jahre 1837 beim französischen Kritiker Sainte-Beuve in einer Arbeit über den Dichter Alfred Comte de Vigny fassbar. Er vergleicht das reinweisse Elfenbein mit dem damaligen Ideal, wie es etwa für die Hautfarbe der Frauen galt. Der Elfenbeinturm versinnbildlicht also zunächst Feinheit und Qualität und wird erst im Laufe der Zeit zum Ort, in dem man sich versteigen und verlieren kann. So wie sich das Schönheitsideal vom hellen unberührten Teint zur vitalen Sonnenbräune verändert, verschiebt sich auch die Bedeutung dieser Redensart. Dies ist nicht das einzige Beispiel unter den Redensarten für einen Bewertungswandel vom Positiven zum Negativen.



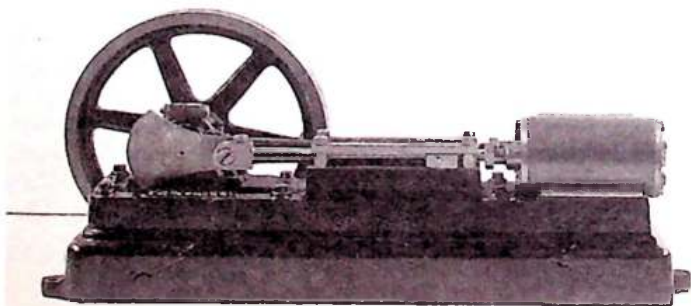
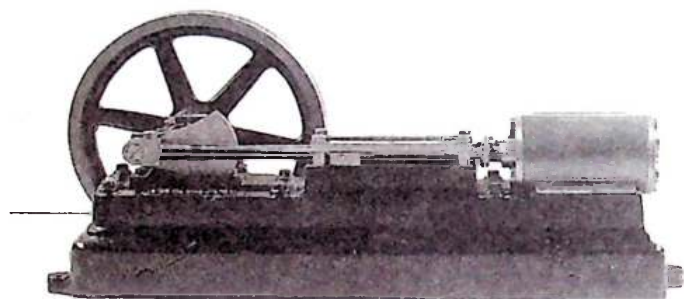
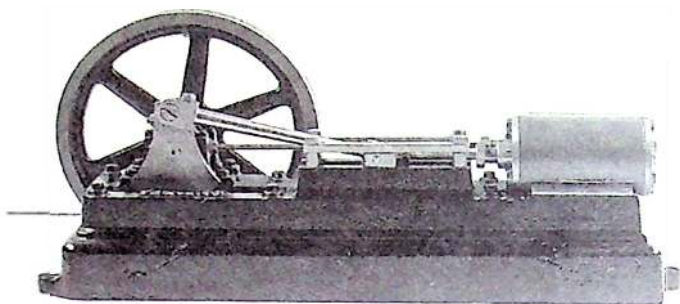
Die erste schweizerische Eisenbahn, die Spanisch-Brotli-Bahn, aus dem Jahre 1847. Im gleichen Jahre wurde auch das geflügelte Wort «Es ist die höchste Eisenbahn» geprägt. Darstellung auf einem Gebäckmodell aus dieser Zeit. (Schweizerisches Landesmuseum)

Der Ursprung von «die höchste Eisenbahn» für «es ist höchste Zeit» oder «es pressiert» ist längst vergessen, obwohl der Ausdruck selber noch häufig verwendet wird. Er entstammt der deutschen Literatur, nämlich Adolf Glasbrenners «Ein Heiratsantrag in der Niederwallstrasse» von 1847. Darin wirbt der zerstreute Briefträger Bornike, der jeweils die Post am Bahnhof abzuholen hat, um eine reiche Tochter in deren Hause, vergisst die Zeit und seine Arbeit, so dass er Hals über Kopf mit folgendem verdrehten Satz aufbrechen muss:

«Es ist die allerhöchste Eisenbahn, die Zeit ist schon vor drei Stunden angekommen.»

Im Zentrum steht hier die Eisenbahn als grösste Errungenschaft des 19. Jahrhunderts im Verkehrswesen. Ihre Einführung ist vor dem Hintergrund des seit langem ständig wachsenden Mobilitätsbedürfnisses der neuen Industriegesellschaft zu sehen, die vor allem den Warentransport nicht mehr länger auf der Strasse bewältigen kann. Eine entscheidende technische Voraussetzung dafür ist die Erfindung der Dampfmaschine.

Das System der Schiene in der heutigen Form ist bereits um 1840 voll ausgebildet, nachdem in England 1830 die erste Eisenbahnverbindung zwischen Liverpool und Manchester eingeweiht wurde. Von England aus springt der Funke sehr schnell auf den Kontinent über, so dass im Jahre 1847 bereits die wichtigsten Städte Deutschlands durch Eisenbahnlinien erschlossen sind. In der Schweiz verläuft die Entwicklung etwas langsamer; im gleichen Jahr, 1847, kann immerhin die erste binnenschweizerische Verbindung zwischen Zürich und Baden eingeweiht werden. Sie erhält bald den witzigen Namen «Spanisch-Brötli-Bahn» nach dem gleichnamigen Badener Gebäck, welches jetzt per Bahn innert kürzester Zeit nach Zürich geliefert wird.

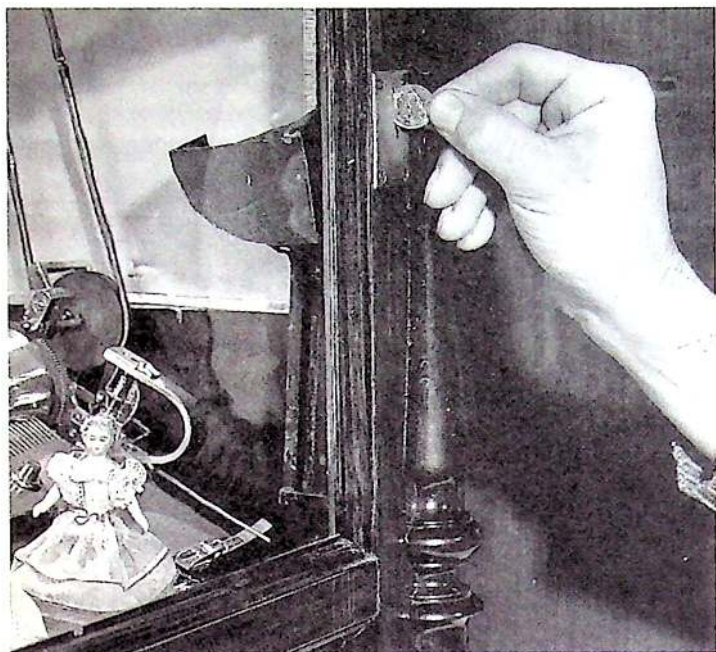


Mit Schwung über den toten Punkt. Modell einer Dampfmaschine in drei verschiedenen Positionen. Das Schwungrad befindet sich in der Mitte und unten in den beiden Positionen des «toten Punktes». Von links nach rechts: Schwungrad, Pleuelstange, Kolbenstange und Kolben. (Foto E. Saluz, Sammlung H. Weiss-Stauffacher, Seewen)

Der zur Redewendung und zum geflügelten Wort gewordene «tote Punkt» geht auf die Dampfmaschine zurück. Das System der schon 1765 erfundenen und im 19. Jahrhundert zur höchsten Reife entwickelten Dampfmaschine beruht auf der rhythmischen Abstossung des Kolbens im Zylinder durch den Dampfdruck. Diese Hin- und Herbewegung wird in eine Kreisbewegung umgesetzt durch die scharnierartig an der Kolbenstange befestigte Pleuellstange, welche ihrerseits an einem Schwungrad befestigt ist. In dieser Kreisbewegung liegen nun – am nächsten und am weitesten Punkt – zwei Totpunktlagen, die durch Schwung bei jeder vollen Umdrehung zu überwinden sind. Auf diese beiden toten Punkte geht unsere sprichwörtliche Redensart zurück.

Der «tote Punkt» ist mit dem viel älteren «springenden Punkt» nicht verwandt. Darunter verstand der antike Philosoph und Naturforscher Aristoteles den Kern des werdenden Lebens im befruchteten Ei. Dieses punctum saliens ist als Kernpunkt des Lebens durch die Humanisten wieder aufgenommen und verbreitet worden.

Hingegen geht natürlich «Dampf ablassen», meist gebraucht für «Wut abreagieren», auf die Dampfmaschine und wohl vor allem auf die Dampflokomotiven zurück, die unter lautem Zischen und unter Ausstoss einer grossen weissen Dampffahne ihren Druck ablassen.



Geldeinwurf eines Bahnhofsautomaten. Die Münze fällt auf eine einfache Waage und löst das Spielwerk aus. Der Musikautomat «lässt auch Puppen tanzen»; zum Takt der Musik bewegt sich durch eine einfache Mechanik eine Reihe kleiner Puppen. (Schweizerisches Landesmuseum, Musikautomatenmuseum Seewen)

Der Groschen ist gefallen

Anstelle des Groschens (Zehnpfennigstück) hört man in der Schweiz meist «der Zehner ist gefallen» für «jetzt hat er begriffen». Hier bleiben wir auf dem Gebiet der Technik und kommen zu den Münzautomaten, die erst funktionieren, wenn das Geldstück hörbar gefallen ist. Solche Mechanismen waren zum Beispiel bei den im 19. Jahrhundert in den Bahnhof-Wartsälen weit verbreiteten Musikautomaten eingebaut. Das Einwurf- und Prüfsystem ist in der Regel – wie die Abbildung zeigt – einfach und genial konstruiert, indem das Geldstück durch einen Fallschacht auf eine Waage fällt, welche das von einem Federmotor angetriebene Musikwerk deblockiert.

Solche Musikdosen waren seit der Jahrhundertmitte ein Exportschlager der westschweizerischen Industrie mit Zentrum um Ste-Croix. Die Technik geht auf Genfer Uhrmacherwerkstätten zurück, wo hauptsächlich Taschenuhren hergestellt wurden. In der Zeit um 1800 kamen Uhren mit kleinen Spielwerken in Mode, die jede Stunde oder per Knopfdruck eine Melodie spielten. Die Uhrmacherkunst war auf einem so hohen Stand angelangt, dass die frühesten Spieldosen bereits zu den perfektesten zählten und noch heute zu den wertvollsten gehören. Dies ist nicht das einzige Beispiel in der menschlichen Kultur- und Innovationsgeschichte für eine sprunghafte Entwicklung, die sich nicht mit dem darwinistischen Evolutionsmodell vereinbaren lässt. Die Frühzeit des 19. Jahrhunderts ist eine solche Periode der schnellen und sprunghaften Vorwärtsbewegung auf verschiedenen Ebenen.

70-25



Der Kutscher am Schnürchen. Aus dem Inneren der Herrschaftskutsche können durch Zupfen an einer Kordel Signale auf den Arm des Kutschers übertragen werden. Coupe de ville von Napoleon III. aus Schloss Arenenberg im Kanton Thurgau, heute in der Kutschensammlung Sallmann in Amriswil. (Foto Robert Sallmann)

Die Aussage der Redensart «Es geht ...» oder «Es läuft wie am Schnürchen» ist klar. Damit wird ein reibungsloser Ablauf umschrieben. Welches Schnürchen aber gemeint ist, kann nicht vollständig geklärt werden. Stand hier die Schnur des Rosenkranzes Pate oder die Schnüre, mit welchen die Marionetten bewegt werden? Ich gebe einer anderen Erklärung den Vorzug, die zum Thema Pferd und Wagen gehört, auf das zahlreiche bildhafte Umschreibungen zurückgehen (denken wir unter anderem an die «Scheuklappen» oder an «unter die Räder kommen»).

Im Verlaufe des 19. Jahrhunderts hatte sich bei den Herrschaftskutschen durchgesetzt, dass der Kutscher die Pferde nicht mehr reitend lenkte, sondern vom Bock aus die Pferde mit langen Leinen zügelte. Bei geschlossenen Wagen befindet sich oftmals hinter diesem Bockszitz eine kleine Öffnung für ein Schnürchen oder eine Kordel, welche über Rollen bis in Griffnähe der Sitze führt. Das vordere Ende des Schnürchens war am Ärmel des Kutschers befestigt, so dass diesem von den im Coupé sitzenden Herrschaften auf einfache Art durch Zupfen entsprechende Signale übermittelt werden konnten. Etwa einmal Zupfen = schneller, zweimal Zupfen = Halt. Im fortgeschrittenen 19. Jahrhundert wurden anstelle des Schnürchens von innen durch Blasebälge zu betätigende Pfeifen oder auch Glocken installiert, bei den frühen Automobilen auch eine Art Gegensprechanlage über ein Rohrsystem.

Diese Redensart steht hier stellvertretend für das hochentwickelte Kutschenwesen vor der Zeit der Eisenbahnen einerseits und andererseits für die im eigentlichen Sinne getrennten Welten der Herrschaft und der Bediensteten im 19. Jahrhundert.



Gut gekleideter Mann, «Dandy» oder «Lackaffe»? Die Accessoires der Kleidung spielen im 19. Jahrhundert auch beim Herrn eine wichtige Rolle. Die Mode treibt entsprechende Blüten. Karikatur von 1859 mit auffälligem Shawl. (Aus: Der Bazar, Berliner illustrierte Damen-Zeitung vom 15. Juni 1859)

Mit dem Titel seiner Novelle «Kleider machen Leute» hat Gottfried Keller in «Die Leute von Seldwyla» – eine alte Weisheit aufgegriffen (vgl. S. 89). Er hat damit auf negative Seiten des neuen Bürgertums im 19. Jahrhundert aufmerksam gemacht, indem er die Hauptperson in diesem amüsanten Werk das Opfer einer Verwechslung werden liess; ein armer Schneider mit melancholischen Augen, dem kaum mehr als sein weiter Radmantel geblieben ist und der zu Fuss auf der Landstrasse unterwegs ist, wird von einem mitleidigen Kutscher zur Mitfahrt in der neuen, leeren Herrschaftskutsche eingeladen. Beim nächsten Halt wird der Schneider durch eine Verwechslung zum Grafen Strapinski, und es beginnt eine längere Verwicklungsgeschichte.

Seit jeher bestimmt der Stand die Kleidung. Bekannt ist aber auch, dass nicht umgekehrt stets von der Kleidung auf den Stand geschlossen werden kann. Daran erinnert der Satz von Angelus Silesius: «Das Kleid macht nicht den Mann, der Sattel macht kein Pferd.»

Weshalb konnte im 19. Jahrhundert ein Schneider mit einem Grafen verwechselt werden? Nach der Französischen Revolution fand unter dem Stichwort «égalité» auch in der Herrenbekleidung eine Angleichung statt, der Schnitt wurde einförmiger, und die Stoffe waren weniger bunt; Grau und Schwarz dominierten. Standesunterschiede waren fortan oft nur an Details abzulesen. Um so wichtiger wurden in dieser Zeit, gerade für den Adeligen und den aufstrebenden Bürger, andere Statussymbole. Und dazu gehörte die Fahrt in der repräsentativen Kutsche mit schönen Pferden und livriertem Kutscher, wie sie unserem Schneider zum unverhofften Aufstieg verhalf.

Auch einzelne Teile der Kleidung haben im fortgeschrittenen 19. Jahrhundert sprachlichen Niederschlag gefunden. In diesem Zusammenhang ist der Ausdruck «wie die Lackaffen» zu erklären. Der Lack im «Lackaffen» geht auf die glänzenden schwarzen Schuhe zurück. Die Oberflächlichkeit des Lackes findet sich wieder in «Der Lack ist ab». Zu den Lackschuhen gehörte der entsprechend glänzende Zylinder. Auf den zusammenlegbaren Seidenzylinder, den «Chapeau claque», geht auch die Formel «in Frack und Claque» zurück.

Vor und nach der Revolution

Die Französische Revolution nahm 1789 in Paris ihren Anfang und breitete sich wie ein Lauffeuer über Europa aus. Die tiefgreifenden Umwälzungen gingen weit über die bekannte gesellschaftliche Neuordnung hinaus und umfassten fast alle Bereiche des Lebens. Politische und kulturelle Schranken und Grenzen fielen, wurden weggefeht oder langsam verändert. Genf mit dem Gedankengut des J.-J. Rousseau und das amerikanische Vorbild waren hier wichtige treibende Kräfte.

Revolutionen laufen in der Regel nicht ohne gewaltsame Veränderungen ab. Eine Zeit der Zerstörung ist auch immer eine Zeit des Neuanfangs. In den Jahrzehnten um 1800 begründeten zahlreiche Neuerungen, technische Innovationen, andere Weltanschauungen und das Leben bis heute verändernde Erkenntnisse. Das intellektuelle Leben wird von der Aufklärung und vom romantischen Gedankengut stark mitbestimmt. Klassizismus und Romantik prägen die Kunst, beim Kunsthandwerk finden wir den Wechsel vom verspielten Stil Louis XVI. zum strengerem, aber auch klareren Empire mit deutlich erkennbaren Rückgriffen auf die klassische Antike und das alte Ägypten.



Die vorrevolutionäre Zopftracht. Hier ist eine Art Übergangsform, ein Zopf mit kurz geschnittenem Stirnhaar, abgebildet. Portrait von F.J.B. Berwald (1765-1841) des Schweizer Künstlers Felix Maria Diogg (1764-1834). (Schweizerisches Landesmuseum)

Im 18. Jahrhundert war es bei den Männern noch üblich, die Haare lang und zu einem Zopf zusammengebunden zu tragen, wie wir es etwa von Portraits Mozarts kennen. Meistens war diese Haarpracht mittels einer (hell gepuderten) Perücke vorgetäuscht. Der Zopf wurde in der Zeit der Revolution zum äusseren Symbol der verhassten herrschenden Schicht der Aristokratie. Der zeitgemässe Bürger trug das Haar deutlich kürzer («Tituskopf»). Dem neuen Gedankengut entsprach ein einfacheres Äusseres besser. Dazu kam, dass man sich vermehrt an den Idealen der römischen Antike orientierte. Das Resultat war bei den Herrenfrisuren ein kürzerer Haarschnitt, wie wir ihn vor allem von Darstellungen des Revolutionskaisers Napoleon I. her kennen. Mit dem kürzeren Haar ging auch eine Vereinfachung der Kleidung einher.

Dass nicht irgendein Kleidungsstück, sondern der Zopf zum sprichwörtlichen Sinnbild für überaltertes Herkommen wurde, hat einen tieferen Grund. In einer Zeit, wo das Gedankengut Rousseaus (1712-1778) mit seiner Betonung des Natürlichen wegweisend wurde, ist es nicht verwunderlich, dass ein so künstliches und «aufgesetztes» Element wie die Perücke und der Haarbeutel schnell aus dem Alltagsbild verdrängt wurden und nur noch in bestimmten Bereichen Amt und Würde bezeichneten. Dazu gehört das Tragen der Perücke im Gerichtssaal durch die hohen Richter im Rahmen der bekannten Amtstracht. Dieses letzte Relikt erinnert daran, dass dem Zopf und generell dem langen, besonders dem weissen Haar Symbolkraft innewohnt. Langes Haar wird überhaupt mit innerer Kraft und Potenz in Verbindung gebracht, eine Thematik, die schon in der Bibel mit der Geschichte des Samson vorkommt.

Die Bedeutung der Haare drückt sich auch in der bis heute ausgeübten Sitte aus, dass den Angeklagten oder Verurteilten der Kopf geschoren wird. Das demütigende äussere Zeichen der Ausgestossenen und Gebrandmarkten mussten noch jene Pariser Frauen über sich ergehen lassen, welche 1945 nach Kriegsende als Kollaborateurinnen und Freundinnen der deutschen Besatzer durch die Strassen der befreiten Stadt getrieben wurden. Heute ist allerdings der glattrasierte Schädel wie bei den Skinheads eher als Zugehörigkeitszeichen jugendlicher Gruppierungen zu verstehen, die damit freiwillig und demonstrativ ihre Position als Outsider der Gesellschaft markieren.

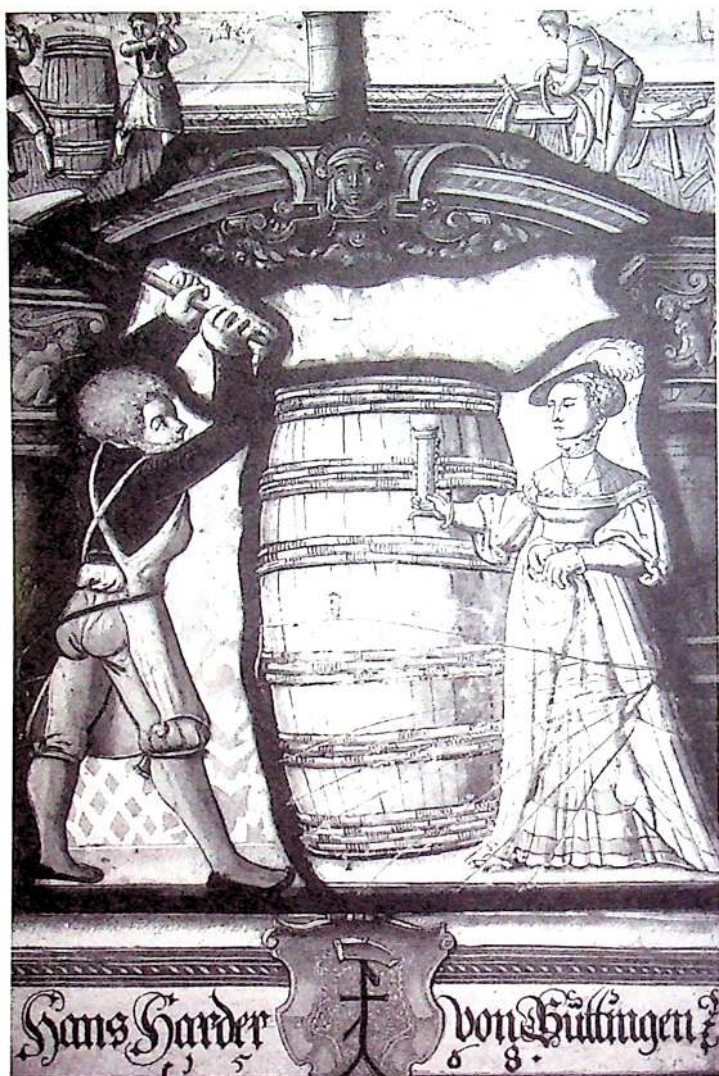


Die gestörte Kultstätte. Die Neugierde der unter James Cook bis auf die polynesischen Inseln vorgestossenen Europäer machte vor den Tabus der Einheimischen nicht halt. Zeichnung der Kultstätte von Obacitepepha mit der feierlichen Aufbahrung des Häuptlings Wabaidooa durch James Webber. Dieser war in den Jahren 1776-80 Zeichner an Bord der «Resolution» unter Captain Cook. (Bernisches Historisches Museum)

Zum Wesen der Französischen Revolution gehörte, dass mehr als ein «Tabu gebrochen wurde». Diesen Ausdruck kannten die Zeitgenossen der Revolution bereits, denn James Cook hat ihn von seinen Reisen aus Polynesien im späten 18. Jahrhundert mit nach Hause gebracht. Ursprünglich war damit eine höhere Macht gemeint, der mit der entsprechenden Ehrfurcht zu begegnen war. Dieser Begriff wurde hier mit der Zeit negativ eingefärbt und steht heute für sinnlos gewordene und überlebte Traditionen.

Mit dem polynesischen Wort «Tabu» wird die Zeit der Französischen Revolution als offene Zeit des Ausgreifens und der Entdeckungen angesprochen, welche die fremden Eindrücke aufsog und in das eigene Leben übernahm. In dieser Zeit wachsen in Europa die Kenntnisse über die nordamerikanischen Ureinwohner. Auf indianische Sitten gehen die Redewendungen «das Kriegsbeil begraben» und «eine Friedenspfeife rauchen» zurück. Beide Begriffe sind schon bei Graf Friedrich Leopold von Stolberg (1750-1819) überliefert. Von den Vereinigten Staaten wird bereits Ende des 18. Jahrhundert einzelnes von den europäischen Neusiedlern übernommen, so der «Zylinder», der «Quäkerhut», der bald in ganz Europa zum eleganten Modehut der Männer wird.

Auch aus näher liegenden Ländern kommen neue Moden. Napoleon bringt nach seinen ägyptischen Feldzügen den ägyptischen Stil in Frankreich in Schwung. Während der Zeit der Französischen Revolution stösst man nicht nur in ferne Länder vor, sondern auch in weit zurückliegende Zeiten. Dazu gehören die Anfang des 19. Jahrhunderts begonnenen Ausgrabungen von Pompeji bei Neapel. Die dort entdeckten Kunstgegenstände beginnen bald die Mode in den Ländern nördlich der Alpen zu beeinflussen. Damals setzte man sich im deutschsprachigen Raum vermehrt mit der eigenen Geschichte auseinander. Die Ausgrabungen mancher Römerstädte setzten ein. In diese Zeit gehört auch die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Boden ganz allgemein, also die Geologie und Gesteinskunde. Die Alpen wurden systematisch erforscht, Gipfel um Gipfel wurden erstmals von Menschen bestiegen. Die unberührte Natur gilt bis dahin als bedrohliches, von unberechenbaren Kräften belegtes Terrain. Es wird also weniger eine physische als eine geistige Schwelle überwunden, wobei wir damit den Kreis zum Tabu wieder geschlossen haben, heisst doch «tabu» auf polynesisch «geheiligt» respektive «unantastbar».



Die Herstellung eines Fasses. Der Küfer Hans Harder von Güttingen treibt einem Fass die Reifen an. Ausschnitt aus einem Glasgemälde von 1568. (Schweizerisches Landesmuseum)

Die Redensart «dem Fass den Boden ausschlagen» ist gleichbedeutend mit «den Bogen überspannen» (siehe S. 149) und passt damit gut in die Zeit der Französischen Revolution, welche als Wesentliches die Formulierung der Menschenrechte hervorgebracht hat. Aber die Revolution hat auch «das Fass zum Überlaufen gebracht» oder sogar «dem Fass den Boden ausgeschlagen», nämlich durch grenzenloses Übertreiben. Hier denke ich etwa an den Vandalismus an altem Kulturgut (vgl. S. 121) oder die Massenhinrichtungen mittels des in dieser Zeit durch seinen angeblichen Erfinder, den Arzt Guillotin, perfektionierten Tötungsapparates, der Guillotine, auch Fallbeil genannt. Hier liess der Rausch der Revolution das Pendel, wie so oft in solchen Zeiten und entgegen den eigentlichen Idealen, zu stark auf die andere Seite ausschlagen. Es fehlte am richtigen Mass.

Das richtige Mass ist bei vielem entscheidend, beim Bogen wie beim Fass. Der überspannte Pfeilbogen ist uns noch ein Begriff, nicht hingegen die überstrapazierten Fassdauben. Diese Redensart hat etwas Zeitloses an sich, denn Fässer gibt es seit keltischer Zeit, und seither kann dem Fass der Boden ausgeschlagen werden. Dieser Fassboden ist in die Fassdauben eingenutet. Die gebogenen Dauben selber werden durch die Reifen zusammengehalten, die früher aus Holz waren und später meist aus Eisenbändern gefertigt wurden. Diese Reifen schlägt der Küfer oder Böttcher bei der Herstellung oder Reparatur eines Fasses mit dem Hammer gegen die stärker gewölbte Mitte des Fasses, um einen satten Sitz zu erreichen. Das ist die Voraussetzung für das Schliessen der Spalte zwischen den einzelnen Dauben und damit für ein dichtes Fass. Treibt es der Handwerker zu weit, so ziehen die Reifen den Bauch des Fasses zusammen, der untere Teil des Fasses weitet sich und – dem Fass wird der Boden ausgeschlagen.



Gefährliche Konfrontation. Historisierende Darstellung des Kampfes zwischen Russen und Franzosen auf der Teufelsbrücke am 24. September 1799. Soldaten beider Seiten drohen in die Bredouille zu geraten, nämlich von der Brücke zu fallen und damit im Wasser der Reuss zu versinken. Kolorierter Kupferstich von J. Bleuler (1792-1850). (Schweizerisches Landesmuseum)

Sie sind in die Bredouille geraten

Diese Redensart ist weit verbreitet und kursiert in den verschiedensten Mundartformen, wobei das französische «bredouille», Patsche oder Matsch, sich bis zu «Bredulti» oder «Padoll» gewandelt hat. «In die Bredouille geraten» geht tatsächlich auf die Revolutionszeit zurück, nämlich auf die sogenannte «Franzosenzeit». Zwischen 1789 und dem Wiener Kongress von 1815, der die Ordnung in Europa wieder herstellte, fanden bekanntlich unter Napoleon als General, Staatsmann und zuletzt als Kaiser zahlreiche Feldzüge von französischen Truppen mit umfangreichen Landbesetzungen statt. Dabei kamen verschiedene Kampfverbände immer wieder in missliche Lagen, «kamen in die Bredouille».

Auch die Schweiz wurde damals europäischer Kriegsschauplatz. Im Jahre 1799 brach zwischen Frankreich einerseits und England, Österreich und Russland andererseits ein Krieg aus. Nach ersten Erfolgen der Koalition in Deutschland sollten die Franzosen auch aus der Schweiz vertrieben werden, welche sie seit 1798 – dem Jahr der Revolution in der Schweiz – besetzt hielten. Die von General Masséna angeführten Franzosen wurden tatsächlich in der ersten Schlacht bei Zürich geschlagen und zogen sich hinter die Linie Basel – Rhein – Aare – Limmat – Vierwaldstättersee zurück. Von hier aus schlug Masséna zurück und eroberte den Zugang zum Gotthard. Von Süden her stiess jedoch eine russische Armee unter Suworow vor und trieb die Franzosen zurück. So ist es auch am 24. September 1799 zu Kämpfen bei der Teufelsbrücke gekommen. Nachdem die Franzosen im Reusstal in die Bredouille geraten waren, geschah den Russen bald darauf dasselbe; Masséna entschied die zweite Schlacht bei Zürich für sich, und Suworow wurde zum Rückzug über den Pragerl sowie schliesslich über den schneebedeckten Panixerpass nach Graubünden gezwungen. Im Oktober war die ganze Schweiz wieder in französischer Hand.



Französische Truppen in der Schweiz. Ein Soldat vergreift sich an einer Einheimischen. Aquarell von Benjamin Zix (1770-1816). (Schweizerisches Landesmuseum)

Auch das Wort «Fisimatenten» soll aus dem Französischen stammen. Es bedeutet «Umstände verursachen» und ist damit eine Nuance schwächer als das ähnliche «Firlefanzen machen», das schon deutlich in Richtung «Dummheiten anstellen» weist und auf das französische Wort «virelai», Ringlied, zurückgeht. Die Fisimatenten führt der Volksmund, und so ist es auch immer wieder in verschiedenen Schriften nachzulesen, auf das französische «visitez ma tente», also die Aufforderung «Besuchen Sie mein Zelt», zurück. Damit wird diese Redensart, besonders in der Gegend von Mainz, aber auch in der Schweiz mit der Zeit der oben genannten Kriege und mit den lebenslustigen französischen Soldaten in Verbindung gebracht, welche weiblichen Besuch in ihren Zelten offenbar sehr schätzten.

Diese Interpretation hat ihre eigene Realität, weshalb hier auch die entsprechende Abbildung gewählt wurde. Sie zeugt vom inneren Leben einer Redensart. Aber sie ist im Sinne der korrekten, wissenschaftlichen Rückführung nicht haltbar. Ähnliche volksetymologische Erklärungen existieren für manch andere Ausdrücke. In Zusammenhang mit Napoleon wird der «Pumpen-nickel», das lange haltbare dunkle Brot aus Roggenschrot, erklärt. Solches Brot soll auf einem Feldzug von ihm mit dem Hinweis ausgeschlagen worden sein, es sei höchstens gut für Nickel, sein Pferd («bon pour Nickel»). In Wirklichkeit hat dieses Brot eine blähende Wirkung, und der Wortteil Pumpen- kommt vom Verbum «pumpen», d. h. furzen.

Zurück zu den Fisimatenten: Sie sind wie der Firlefanzen älter als die napoleonische Zeit, nämlich spätmittelalterlichen Ursprungs. Darin ist ursprünglich einerseits das lateinische «visae patentes (literae)» für ein geprüftes und verdientes Patent und andererseits auch das altfranzösische «visement» für Zierat oder Ornament. Da das Ausstellen von Offizierspatenten oftmals mit erheblichen, auch überflüssigen Schwierigkeiten verbunden war, entstand daraus die von uns heute noch verstandene Bedeutung der Fisimatenten.

Die Zeit des Ancien Régime (18. und 17. Jh.)

Mit Ancien Régime ist hier hauptsächlich die Zeit des Absolutismus gemeint, das Zeitalter der starken Herrscher und der festgefügtten Aristokratie, in Frankreich die Zeit der Bourbonen. Die Zünfte bestimmen im handwerklichen Bereich das Geschehen. Sie garantieren für hohe Qualität der Arbeit, schotten sich aber stark gegen verunsichernde neue Entwicklungen ab. Künstlerisch gesehen finden wir uns hier zunächst in der verspielten Zeit des Rokoko, welche aus der Epoche des Barock herausgewachsen ist, die dieses Zeitalter zwischen Revolution und Renaissance mit ihrer Üppigkeit treffend charakterisiert. Das 18. Jahrhundert ist stark geprägt durch das Gedankengut der Aufklärung.



Graf



Freiherr



*untitlierter
Adel*

Kronen als Embleme des deutschen Adelsstandes. Die Krone des niederen Freiherrn weist weniger Zacken auf als die des höheren Grafen. (Nach Neubecker)

Die Krone ist das wichtigste Symbol des Absolutismus und ein Symbol der Hierarchie der Stände im Ancien Régime, weshalb ich diese Zeit mit der in verschiedenen Varianten bestehenden Redewendung «Es fällt dir kein Zacken aus der Krone» beginnen lasse, auch wenn sie nicht sicher bis in die Zeit des 18. Jahrhunderts zurückgeführt werden kann. Um welche Krone geht es? Gemeint ist damit nicht eine bestimmte Krone, sondern angesprochen sind die verschiedenen Kronen für das fein abgestufte System der Aristokratie. Grundsätzlich gilt: Je mehr Zacken eine Krone aufweist, desto höher ist die Position innerhalb des Adelsstandes. Vor diesem Hintergrund ist die Redewendung zu verstehen, die mit «da verlierst du nichts» gleichzusetzen ist. Allerdings geht es hier um ein äusserst kompliziertes System, das je nach Land und Zeit starke Unterschiede aufweist. Auch in der Zeit nach der Französischen Revolution (vor allem in der Periode der Restauration) sind noch Veränderungen festzustellen.

Abbildungen dieser verschiedenen Kronen finden wir als wichtiges Relikt bis weit ins 19. Jahrhundert als Wappenzier aristokratischer Familien auf den Wagenschlägen, auf Tafelbestecken, Siegelringen und bis hin zu den Visitenkarten.

Diese Redensart besagt, dass noch im 18. Jahrhundert der Status des einzelnen durch die Geburt gegeben war (und nicht wie später durch Bildung, Reichtum und Fähigkeiten). Deshalb waren die entsprechenden äusseren Zeichen wie die Namensform oder das Wappen erblich und von Beginn des Lebens an insofern Teil der Persönlichkeit, als der überkommene Status den Verlauf des Lebens bis hin zur Partnerwahl vorgab.

Nach der Französischen Revolution schlug das Pendel in die andere Richtung aus. Die Anrede «Bürger» sollte einen bewussten Kontrapunkt setzen, und aristokratische Titel waren verpönt oder sogar Anlass für Verfolgungen. In der Schweiz, wo die zweite Revolution vom Juni 1848 nachhaltige Wirkung zeigte, verschwand das Führen aristokratischer Titel für Schweizer Bürger. Diese Regelung gilt bis heute.



Die Schweizer Söldner lassen sich ihren Einsatz für fremde Mächte gut bezahlen. Im Jahre 1663 wird in der Kathedrale Notre-Dame von Paris zwischen dem absolutistischen Herrscher Ludwig XIV von Frankreich und dem Bürgermeister von Zürich das Bündnis erneuert. Ausschnitt aus dem «Allianzteppich» genannten Gobelin. (Schweizerisches Landesmuseum)

In der Schweiz existierte seit dem 15. Jahrhundert kein höherer Adel mehr wie in den grossen umliegenden Reichen. Aber es gab vermögende Männer, die sich schlossartige Herrschaftshäuser erbauen liessen und einen adeligen Lebensstil pflegten. Diese hatten in der Regel ihr Vermögen, sofern es nicht ererbt war, entweder durch Handel oder durch fremden Kriegsdienst erworben. Das waren die wichtigsten Erwerbszweige der reichsten Schweizer, die Namen trugen wie von Reding in Schwyz, von Erlach in Bern oder Lochmann in Zürich. Diese erwarben nicht allein durch ihren persönlichen Einsatz grosse Summen in fremden Diensten, sondern traten als Führer ganzer Regimenter auf. Die von ihnen rekrutierten Soldaten traten – mit dem Einverständnis der Schweizer Tagsatzung – als feste Verbände in ausländischen Dienst ein. Weil die Regimenter aus eidgenössischen Landen als besonders tüchtig galten, liessen sie sich auch teuer bezahlen. blieb der Sold aus oder fehlten die Mittel zur Bezahlung, liessen die Söldner zuweilen ihren Auftraggeber auf dem Schlachtfeld im Stich. Vor diesem Hintergrund ist das geflügelte Wort «Kein Geld, keine Schweizer» zu verstehen, das seit der Zeit um 1700 gebräuchlich ist.

Mit dem Leben an mehreren Höfen Europas vertraut, brachten die schweizerischen Führer von Söldnerheeren den aristokratischen Lebensstil in das Land zurück. Gegenreaktionen sind in der Schweiz nicht ausgeblieben, haben aber langfristig wenig bewirkt. Zu fest war zur Zeit des Absolutismus die Eidgenossenschaft auf die traditionelle Einnahmequelle durch die Reisläuferei angewiesen, zumal das Alpenland nicht genügend eigene Einkommensmöglichkeiten besass. Solcher Solddienst begann übrigens nicht erst im Mittelalter oder der Frühen Neuzeit, sondern ist bereits für die vorrömische und römische Zeit belegt. So wird etwa das auffallend frühe Auftreten griechischer Goldmünzen im schweizerischen Mittelland bereits im 3. und 2. vorchristlichen Jahrhundert in Verbindung gebracht mit Söldnern aus der heutigen Schweiz in Makedonien, im Reiche Philipps II und Alexanders des Grossen.

Im päpstlichen Rom existiert bis heute die bekannte Schweizer Garde. Hier ist das geflügelte Wort, das man teilweise noch in der Form «Pas d'argent, pas de Suisses» hört, in einer Reliktform erhalten. Daraus hat Georges Brassens in einem seiner Chanson-texte, welcher von einem Bordell handelt, die Verballhornung «pas d'argent, pas de cuisses» gemacht.



Schäfer und Landmädchen auf der Rückseite einer englischen Taschenuhr um 1780. Die Blumenkörbe der Mädchen symbolisieren das Erotische, zumal eine zweite Emailmalerei im Inneren dieses Thema offen darstellt. (Museum für Zeitmessung Beyer, Zürich)

Von der harten militärischen Welt wechseln wir auf eine ganz andere Ebene. Zum Zeitalter der Romantik gehört die Verherrlichung der scheinbar unberührten Ländlichkeit und der Menschen, die dort wohnen. Wo hat sich die Natur am besten erhalten? Vor allem in der Zeit des 18. und teilweise schon im 17. Jahrhundert suchte man das reine und unverdorbene Leben bei Hirten und Schäfern. Dementsprechend spielten diese bei den Liebesidyllen in allen Zweigen der Kunst eine wichtige Rolle und wurden sprichwörtlich für «eine Liebesstunde verbringen». Übrigens hat auch Goethe schon diese Bedeutung angewandt, wenn er Mephisto Faust fragen lässt: «Wer fragt danach in einer Schäferstunde?»

Bereits in einem Sprichwörterbuch des Jahres 1711 erscheint die «Schäferstunde» als Lehnübersetzung aus dem französischen «heure du berger». Analog dazu finden wir die «bergerie» auch in der Architektur, vor allem in künstlich angelegten Landschaftsparks als kleine Pavillons. Dort wurden Schafe und Kühe gehalten und von den Fürsten Schäferstündchen abgehalten. Solche Häuser, teilweise eigentliche Sennereien, hiessen auch «Schweizerhäuser». In Versailles haben sich die Laiterie und das Hameau der Königin Marie-Antoinette erhalten; sie selbst pflegte zuweilen als Schäferin verkleidet mit ihrem Hofstaat dort aus kostbaren Tassen Milch zu geniessen. Dies gehörte durchaus zur gestalteten Scheinwelt des Rokoko mit seinem «paradis artificiel».

Die Schweizer Berge galten in dieser Zeit als Inbegriff einer Ideallandschaft, und konsequenterweise gehörte die Schweizer Reise zum «Muss» der jungen Aristokraten aus England und Deutschland. Sie fuhren besonders gern ins Berner Oberland, das auch für die hübschen Landmädchen bekannt war.

N^o. VIII.

Mandat
und
Ordnungen

Unserer Gnädigen Herren,

Burgermeister

Klein- und Großer Rätthen der Stadt

Zürich.

Aus denen vorigen Mandaten, zu Beför-
derung, bey diesen besammerten Zeiten, eines christ-
lichen, bußfertigen Lebens und ehrbaren
Wandels, zusammen gezogen, erneuert,
und zu jedermännlichen Nachricht
zu Stadt und Land in Trut
verfertigt.

Anno 1755.

N 4

Wir

Sittenmandat der Stadt Zürich von 1755. In dem in Frakturschrift geschriebenen Text werden den Bürgern strenge Einschränkungen auferlegt. Fremdwörter wie «Anno» sind in Antiquaschrift abgesetzt. (Zentralbibliothek Zürich)

«Fraktur reden» hat mit der Knochenfraktur nichts zu tun, wohl aber mit einem gemeinsamen Wortstamm, dem lateinischen Wort «frangere» für brechen. Gemeint ist die – gegenüber den klassischen Schriften wie der Antiqua – stark gebrochene «Deutsche Schrift», die vom 16. Jahrhundert an als «Fraktur» bezeichnet wurde. Die sprichwörtliche Bedeutung, auch in Form von «Fraktur schreiben» besteht bereits im 17. Jahrhundert.

«Fraktur reden» heisst unverblümt bis grob seine Meinung sagen. Der Ursprung der Redensart hängt wohl damit zusammen, dass die kantige, gebrochene Linienführung der Fraktur im Gegensatz zur klaren und stark mit Rundungen arbeitenden Antiqua als derb angesehen wurde.

In Fraktur geschrieben sind hier die unmissverständlichen Weisungen, wie sich die Bürger im protestantischen Zürich zu verhalten haben. Hier passen Wort und Schrift sehr gut zusammen, wobei Fremdwörter wie Confect, Théé, Caffée und Tabac in Antiqua-Typen abgesetzt sind.

Beide Schriften existieren in der frühen Neuzeit also nebeneinander. Die Hochschätzung der Antiqua ist in Zusammenhang mit der später zur Sprache kommenden Kultur des 16. Jahrhunderts zu sehen, während die Fraktur sich aus der Gotischen Schrift entwickelte. Beide Schriftbilder sind selbstverständlich vor dem allgemeinen kulturgeschichtlichen Hintergrund der Gotik und Renaissance bis hin zum Barock zu sehen. Auf diese Weise ist auch zu erklären, wieso Fraktur und Gotische Schrift im Dritten Reich, wo Geschichte sehr direkt instrumentalisiert wurde, eine Hochblüte erlebten. Die Antwort darauf war und ist im Deutschland der Nachkriegszeit eine so starke Kehrtwendung, dass die jüngste Generation zwar noch «Fraktur reden», aber nicht mehr Fraktur lesen kann.

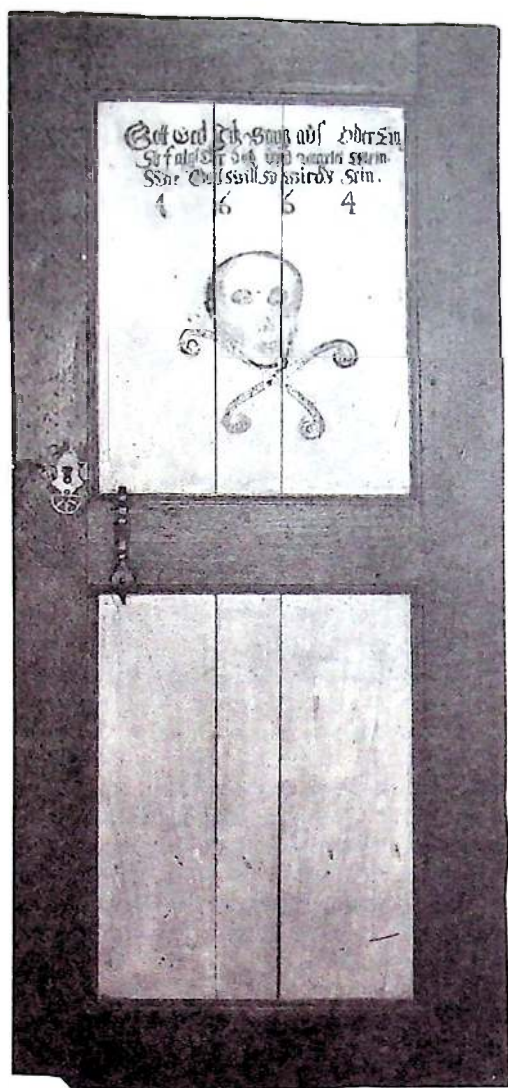


Abtransport eines frisch geschlagenen Baumes. In den Stamm ist der nagelförmige Gunten eingeschlagen, an dem das Ortschaft eingehängt ist. An diesem zieht das Pferd auf einer schmalen Bahn, dem Holzweg, den Stamm auf den nächsten Weg. Ausschnitt aus einem Gemälde des Zürcher Veilchenmeisters von ca. 1505. (Schweizerisches Landesmuseum)

«Auf den Holzweg geraten» bedeutet «fehlgehen», hat aber mit einem Weg aus Holz nichts zu tun, sondern mit den Wegen für das Holz. Damit sind die schmalen Wege gemeint, auf denen das frischgeschlagene Holz aus dem Wald gezogen wurde. Das geschah mit Pferden, Ochsen oder Kühen und wurde «rückén» genannt. Diese Wege werden in der Tiefe des Waldes immer schmaler und hören beim letzten Schlagplatz ganz auf.

Diese Redensart, welche aufs späte Mittelalter zurückgeht, erklärt sich aus der intensiven Nutzung des Waldes bis zur Zeit des 19. Jahrhunderts. Erst damals wurde mit dem systematischen Schutz der Wälder begonnen und wurden auch Wiederaufforstungen angelegt. Vorher war es üblich, die natürlichen Ressourcen des Waldes für Bau- und Brennholz und als Viehweide bis zur vollständigen Entwaldung auszuschöpfen.

Dass Wege und sogar Strassen von Holzwegen nicht unterschieden werden konnten, erstaunt nicht, begann der systematische Ausbau der Strassen doch erst im 17. und 18. Jahrhundert. Vorher waren selbst wichtige Verbindungsstrassen, besonders in Waldgebieten und bei Steigungen, oft in einem erbärmlichen Zustand, so dass mehrere Wegspuren nebeneinander verliefen, weil die versumpften und morastigen Wegspuren umgangen werden mussten. Entsprechend zahlreich sind Klagen in den Reiseberichten. Diese üble Situation veranlasste schliesslich die Obrigkeiten zum Bau von neuen Strassen. Seit der Antike war dies die erste grössere und systematische Investition im Strassenwesen. Denn bis in diese Zeit profitierte man vom grosszügig angelegten römischen Strassensystem mit seinen aufwendigen Kunstbauten. Dazu gehörte auch der Bau von langen Dämmen in sumpfigem Gelände für die Strassentrassees. Auf solchen gepflasterten Dammwegen fussen übrigens Redewendungen wie «auf dem Damm sein» oder «auf den Damm bringen».



Memento mori. Bibliothekstüre auf Schloss Wildegg im Kanton Aargau mit Erinnerungsspruch an das todbringende Pestjahr von 1664 in der Schweiz. (Schweizerisches Landesmuseum, Schloss Wildegg)

«Erwas fürchten wie die Pest» oder «stinken wie die Pest» braucht an sich keine nähere Erklärung. Diese sprichwörtlichen Redensarten sind so alt wie die grossen Pestepidemien in unserem Sprachraum. Der «Schwarze Tod», der in Europa seit dem 14. Jahrhundert Millionen von Menschen hinwegraffte, hat zahlreiche Spuren hinterlassen, die von der verständlichen Angst vor dieser entsetzlichen Krankheit Zeugnis ablegen.

Auf Schloss Wildegg im schweizerischen Kanton Aargau hat sich beispielsweise im obersten Geschoss des Bergfrieds auf der Bibliothekstüre über einem Totenkopf und der Jahreszahl 1664 folgender Spruch erhalten (in Frakturschrift):

GOTT GEB, ICH GANG AUS ODER EIN,
SO FOLGT DER DOD UND WARTET MEIN,
WIE GOTT WILL, SO WIRD ES SEIN.

Der darin enthaltene Fatalismus drückt die ganze Machtlosigkeit gegenüber dieser «Geissel der Menschheit» aus. Sie konnte erst gut 200 Jahre später dank des medizinischen Fortschrittes besiegt werden. Das Beispiel zeigt, wie anders die Menschen früher den Gefahren des Lebens ausgeliefert waren und wie stark der ständig lauende Tod das religiöse Empfinden beeinflusste. In diesen Zusammenhang gehört das einst häufig anzutreffende «memento mori» – «bedenke, dass du sterben musst» – wie hier auf dem Stammsitz der bernischen Adelsfamilie der von Effinger. Das «memento mori» soll den Menschen an die Zeitlichkeit des Daseins erinnern und somit zu Dankbarkeit und Demut auffordern.

Die neue Welt der Renaissance (16. Jh.)

Mit der Renaissance und dem Humanismus, die nördlich der Alpen das 16. Jahrhundert kulturell bestimmen, beginnt bereits die Neuzeit. Ein neuer Kunststil, welcher sich an der «wiedergeborenen» klassischen Antike orientiert, und neues Gedankengut charakterisieren diese Zeit. Die klaren Denker der Antike werden in dieser Zeit durch Gelehrte wie Erasmus von Rotterdam oder Thomas Morus wiederentdeckt. Dies ist auch die Zeit der Reformation. Nicht nur in der Kirche findet ein fundamentaler Umbruch statt; jetzt öffnet sich im wörtlichen Sinne das Weltbild. Kopernikus und Kepler begründen auf antiken Grundlagen das heliozentrische Weltbild. Die Erde als Planet rückt aus dem Zentrum, gleichzeitig wird die Erde auch grösser: Amerika wird von Europäern wiederentdeckt. Diese Entdeckung des Kolumbus gilt als Stichdatum für das Ende des Mittelalters und den Beginn der Neuzeit.

Columbus verspottet seine Verächter sitzlich und glimpfflich. VII.

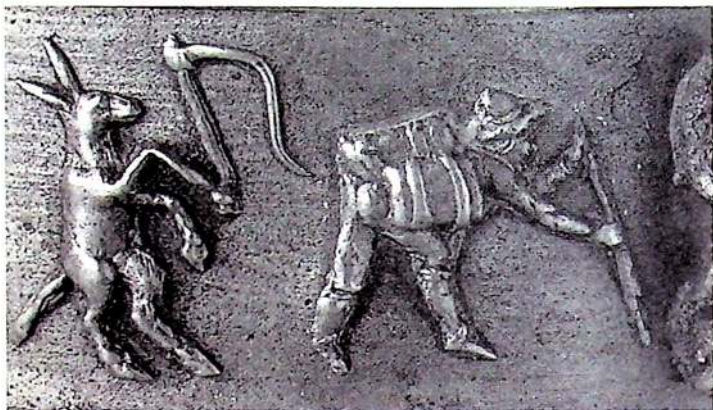


Die verblüffende Lösung. Der in der Mitte sitzende (bartlose) Kolumbus zeigt der kritischen Runde, wie man ein Ei auf die Spitze stellen kann. Kupferstich von Johann Theodor de Bry (1561-1623). (Zentralbibliothek Zürich)

Mit dem Ausruf «Das ist das Ei des Kolumbus» drückt man die überraschend einfache Lösung eines schwierigen Problems aus. Diese Wendung geht nach Röhrich auf folgende bereits 1565 überlieferte Anekdote zurück:

«Nach der ersten Reise des Kolumbus gab Kardinal Mendoza dem Entdecker zu Ehren ein Mahl, bei dem der Kardinal meinte, dass die Entdeckung der Neuen Welt eigentlich gar nicht so schwer gewesen sei. Kolumbus nahm darauf ein Ei und fragte, wer von der Tafelrunde das Ei auf eine seiner beiden Spitzen stellen könne. Als alle verneinten, nahm der Admiral das Ei und schlug das eine Ende auf den Tisch – und das Ei stand.» Diese kurze Geschichte erscheint mir überaus typisch für jene Zeit; um etwas Neues anzupacken, müssen von beherzten Persönlichkeiten zuerst die Fesseln des überkommenen Denkens und Handelns in Frage gestellt werden.

Die Geschichte ist schön, aber sie wird, wie neuere Forschungen zeigen, Kolumbus zu Unrecht in den Mund gelegt. Dies tut zwar der Charakterisierung der Zeit der Entdeckungen keinen Abbruch, zeigt aber an einem Beispiel, wie heikel sichere Rückführungen von Redewendungen letztlich sein können. Denn offensichtlich ist eine Anekdote ähnlichen Inhalts älter, wonach der Architekt Brunelleschi 1418 beim Wettbewerb zum Bau der Kuppel des Domes von Florenz mit diesem «Trick» die Jury für sich eingenommen hat. – Brunelleschi war ein Vorreiter der Architektur der Renaissance und Florenz eines der frühen Zentren dieser neuen Kultur.



Wie wäre es umgekehrt? Der Esel treibt den beladenen Menschen an. Ausschnitt aus einer Suppenschüssel aus gegossener Bronze mit Darstellungen der «verkehrten Welt» von 1647. (Schweizerisches Landesmuseum)

Bei «der verkehrten Welt» ist es nicht beim bildhaften Ausdruck geblieben, sondern er wurde auch bildhaft umgesetzt. Die Phantasie hat verschiedene Welten umgekehrt:

- Das schwächere Tier frisst das stärkere, etwa das Lamm den Wolf.
- Das Wild jagt den Jäger.
- Die in der sozialen Ordnung tiefer Gestellten haben mehr Vorrechte, z.B. reitet der Knecht anstelle des Königs.
- Die natürlichen Eigenschaften werden verkehrt; der Blinde ist der Führer des Sehenden.

Diese «verkehrten Welten» werden nach dem Aufkommen des Buchdrucks um 1500 beliebt, bei welcher der Text zunächst spiegelverkehrt gesetzt werden musste. Die Erfindung des Buchdrucks in der Zeit der Renaissance ist eine der wichtigsten Errungenschaften der Neuzeit. Erst durch ihn konnte wichtiges Wissen einer breiteren Schicht zugänglich gemacht werden.

Zum Teil geht die Vorstellung der verkehrten Welt auch schon auf die Zeit der Antike zurück, etwa auf die Fabeln des Aesop. Solche Inversdarstellungen, die auch im 17. und 18. Jahrhundert hoch im Kurs standen, drückten aber mehr als einen Witz aus. Sie dienten letztlich als Warnung vor der Veränderung der gottgewollten Weltordnung, auch als propagandistisches Mittel konservativer Regierungen und demnach als Rechtfertigung des bestehenden Regimes. Letztlich wurde also die geltende Ordnung – so merkwürdig es klingen mag – mit dem drastischen Mittel der gedachten Umkehr als nicht umkehrbar dargestellt.



Der schutzlos ausgesetzte Leichnam. Ein Vogel pickt dem Hingerichteten das Auge aus, während die Marketenderin vorbeigeht. Federzeichnung von Urs Graf aus dem Jahre 1525. (Kupferstichkabinett Basel)

Die Redensart «jemanden für vogelfrei erklären» ist seit dem frühen 16. Jahrhundert bekannt, aus welcher Zeit auch die Federzeichnung Urs Grafs stammt. Sie geht auf die Tatsache zurück, dass der mit der schlimmen Strafe des Henkens Bestrafte nicht ordentlich bestattet, sondern sein Leichnam dem Vogelfrass überlassen wurde.

Tatsächlich finden sich bei archäologischen Untersuchungen früherer Richtstätten, die stets abseits der Siedlungen und meist auf einem Hügel lagen, Reste verscharrter Leichen.

Die hier reproduzierte Zeichnung zeigt die Folgen dieser Strafe in ihrer ganzen Erbarmungslosigkeit. Die Situation wird noch absurder durch die Gegenüberstellung der Marketenderin, welche scheinbar teilnahmslos ihres Weges geht. Die Betonung liegt auf dem Wörtchen «scheinbar». Denn «zwischen den Strichen» des Söldners und zugleich virtuosen Zeichners Urs Graf, der selbst an zahlreichen Schlachten teilgenommen und diese auch dargestellt hat, ist der Moralist spürbar. Er kritisiert hier hintergründig mit seinem Mittel, dem Zeichenstift, die Schattenseiten des Soldatenlebens, wie es der grosse Vorkämpfer für den Frieden, Erasmus von Rotterdam, mit der spitzen Feder getan hat.

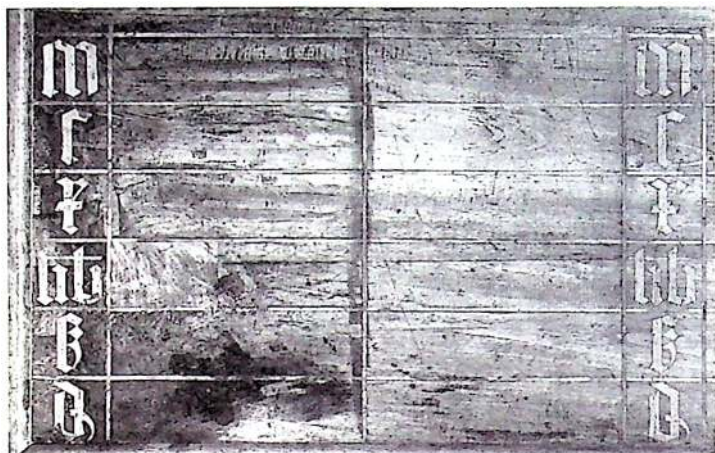


Ein Hungertuch verbüllt in der Fastenzeit den reich geschmückten Kirchenchor. Das bemalte Hungertuch von Steinen bei Schwyz aus dem Jahre 1604 mit 12 Szenen aus dem Alten und 24 Bildern aus dem Neuen Testament. (Archiv des Schweizerischen Landesmuseums)

Die Redewendung «am Hungertuch nagen» geht auf die mittelalterliche kirchliche Liturgie der Fastenzeit zurück. In der Zeit vor Ostern, einer Zeit der Entsagung, wurden zunächst die glanzvollen kirchlichen Geräte und Bildnisse verhüllt, später auch ganze Teile des Kirchenraumes. Mit der Zeit wurden diese Tücher – eigentlich entgegen der ursprünglichen Absicht – selbst mit Darstellungen des Alten und Neuen Testaments bemalt. Im Alpenraum, vor allem in Kärnten, im Tirol und in der deutschen Schweiz, wurde diese Sitte in nachmittelalterlicher Zeit weitergeführt.

Im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich hat sich der grösste Bestand an Fastentüchern in der Schweiz erhalten. Wir zeigen hier das Fasten- oder Hungertuch aus der Kirche von Steinen bei Schwyz, das ausnahmsweise vollständig geblieben ist. Es entstand im Jahre 1604, stammt also eigentlich aus der beginnenden Barockzeit, ist aber noch ganz im Stile der Renaissance gemalt. Der traditionelle Zyklus umfasst im Sinne einer anschaulichen Bildergeschichte 36 Darstellungen von Eva links oben bis zur Opferung Isaaks und der Jakobsleiter rechts oben, Moses vor dem brennenden Busch in der zweiten Zeile links, die Taufe Jesu, direkt darunter, Christus vor Pilatus links unten, und schliesslich rechts unten den Abschluss mit der Kreuzabnahme.

Dieses Tuch verhüllte den Chor der genannten Kirche bis zu Beginn unseres Jahrhunderts in der Passionszeit. So ist dieses Tuch ein gutes Beispiel für die Erhaltung dieses einst in ganz Europa verbreiteten Brauchs. Noch länger hat die heute noch sehr geläufige Redewendung sich erhalten, um Armut und Bescheidenheit auszudrücken.



Eingelegtes Tischblatt eines Rechentisches des 16. Jahrhunderts aus dem Basler Rathhaus. Die Linien sind mit M für 1000, C für 100, X für 10, Lb für Pfund, s für Schilling und d für Pfennig angeschrieben. Verschoß man den Rechenpfennig aus Versehen über die zweitoberste Linie hinaus, geriet man «vom Hundertsten ins Tausendste». (Historisches Museum Basel)

Wenn jemand bei einer Erzählung den Faden verliert und weit-schweifig ausholt, «kommt er vom Hundertsten ins Tausendste». Diese Redensart geht zurück auf die im Mittelalter bis ins 17. Jahrhundert viel benützte Rechenbank mit waagrechten Linien. Auf diesen Rechenhilfen wurden nicht die Geldstücke selber verschoben, sondern mit Hilfe von Jetons gerechnet. Geriet man versehentlich über eine der Linien hinaus, konnte man «vom Hundertsten ins Tausendste geraten».

Auf unserem Tisch aus dem Basler Rathaus bedeuten die Abkürzungen: M = 1000, C = 100, X = 10, Lib = Pfund (libra), s = Schilling (solidus), d = Pfennig (denarius). Auf diesem Tisch wurde durch eine Art behördliche Finanzdelegation der Ein- und Ausgabeverkehr der Stadt Basel bis in die Zeit um 1600 errechnet. Damals gab man das Rechnen in römischen zugunsten der arabischen Ziffern auf.

Das System der römischen Zahlen ist dem Dezimalsystem als reinem Stellenwertsystem deshalb unterlegen, weil es auf einem additiven Prinzip (Bsp.: X und V = 15) mit einer subtraktiven Ausnahmeregel – zur Vermeidung zu langer Zahlen – beruht (Bsp.: X mit vorangestelltem I = 9). Ohne Rechenbrett, dem in der Antike weit verbreiteten Abacus, waren auch einfache Operationen nicht möglich. Neuere Forschungen zeigen, dass das römische Zahlensystem auf die einfachen Kerbhölzer alter Hirtenvölker zurückgeht, die damit die Grösse ihrer Herden registrierten. Dieses System des Kerbholzes hat sich in der Schweiz besonders lange erhalten. Daran erinnert die Redensart «das geht auf kein Kerbholz». – Offenbar hat erst der neue Geist der Renaissance dem viel einfacheren Dezimalsystem zum Durchbruch verholfen.



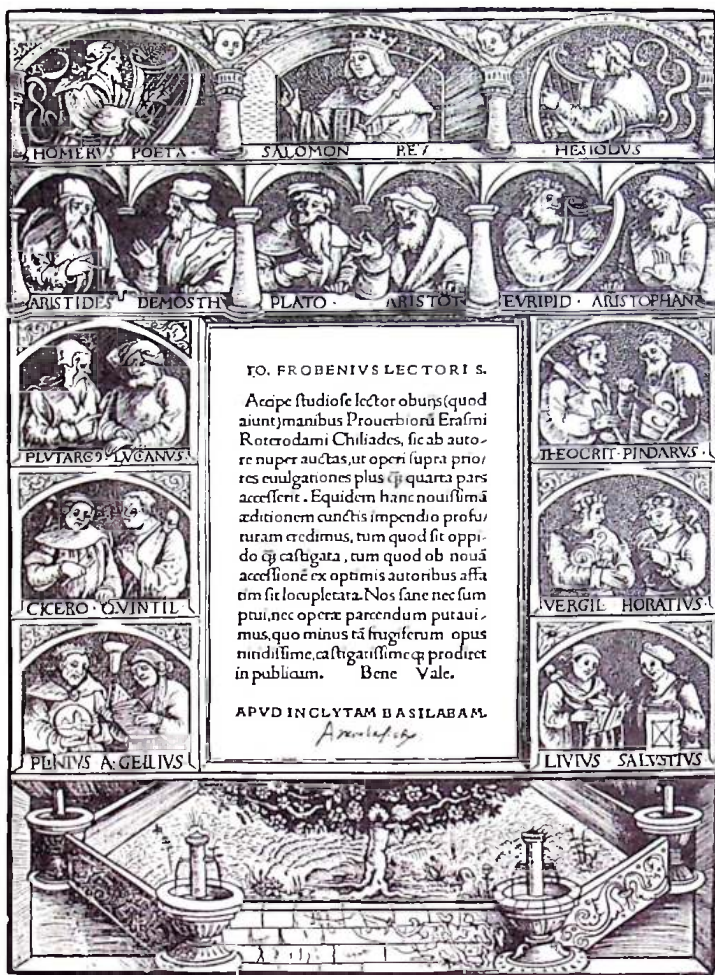
Schlecht bewaffnete Stadtbürger verteidigen sich mit Steinen und altertümlichen Spiessen gegen die bereits mit Geschützen und Büchsen ausgerüsteten Belagerer: Oberer Teil der Vorzeichnung für ein Glasgemälde von Niklaus Manuel Deutsch (ca. 1484-1530). (Kupferstichkabinett Basel)

Mit «Spiessbürger», schweizerdeutsch «Bünzli», wird ein rückständiger Kleingeist bezeichnet. Die Redensart von den Spiessbürgern ist bis ins 17. und 16. Jahrhundert zurückzufolgen. Sie hängt mit der Einführung der Feuerwaffen zusammen. Durch die Burgunderkriege des 15. Jahrhunderts lernten die Schweizer erstmals die Durchschlagskraft der neuen Geschütze kennen und erbeuteten in den siegreichen Schlachten auch die bedeutende Artillerie Karls des Kühnen von Burgund. Anschliessend setzten sich die Feuerwaffen auch in der Schweiz bald durch, so dass sie im 16. Jahrhundert gang und gäbe waren.

Die «Spiessbürger» gehen auf konservative Bürger von Kleinstädten zurück, welche die neuen Entwicklungen in der Bewaffnung verpasst hatten. Sie hielten an der alten Art des Kampfes mit Langspiessen fest, als ihre Gegner bereits mit Hellebarden anrückten. Die «Spiessbürger» erhielten aber erst zu jener Zeit einen abschätzigen Klang, als die Kleinstädter auch noch den Fortschritt auf dem Gebiet der Feuerwaffen im 15. und 16. Jahrhundert ignorierten und damit endgültig ins Hintertreffen gerieten.

Noch eine zweite sprichwörtliche Redensart hängt mit den frühen Feuerwaffen zusammen: «Lunte riechen» steht für eine sich ankündigende Gefahr und ist verwandt mit «es wird brenzlich». Gemeint ist hier die brennende Lunte, mit welcher die Kanonen und die ersten Büchsen durch einen einfachen Mechanismus gezündet wurden.

Heute sind die Museumsleiter dankbar, dass die städtischen Zeughäuser die alten Waffen so lange aufbewahrt haben, konnten sie doch direkt vom Zeughauslager in die Ausstellungsetagen der Museen des 19. Jahrhunderts transferiert werden, wo sie noch heute einen wichtigen Bestand ausmachen. Warum wurden diese Waffen nicht wie sonst üblich ausgemustert und vernichtet? Dies hängt wohl mit dem Charakter der Waffen als Träger der Freiheit der Gemeinschaft zusammen. Ausdruck davon ist die Tatsache, dass spezielle alte Waffen bereits in den Zeughäusern zur Schau gestellt und regelmässig für öffentliche Anlässe wie für historische Umzüge ausgeliehen wurden.



Von den Humanisten häufig zitierte antike Autoren. Durch ihre Bücher wurde vergessenes Gedankengut wiederbelebt. Dazu gehören auch sprichwörtliche Redensarten wie «Alca tacta est» oder «Der Würfel ist gefallen». Von Urs Graf gestaltetes Titelblatt der «Adagia» des Erasmus von Rotterdam. Diese Ausgabe von 1515 ist wie viele weitere Auflagen desselben Werkes in der Basler Offizin des Frobenius erschienen. (Universitätsbibliothek Basel)

«*Alea jacta est*» oder «Der Würfel ist gefallen» (häufig in der Pluralform verwendet) drückt eine unumstössliche Entscheidung aus. Wenn die Aeltern in diesem Zusammenhang zuweilen sagten «Der Rubikon ist überschritten», wird heute von den Jüngeren auch «the point of no return» dafür verwendet.

«*Alea jacta est*» ist eines jener Sprichwörter, das keine durchlaufende Tradition seit der Antike hat, wie etwa «*vestia virum facit*» (Kleider machen Leute), sondern über die gelehrten Studien der Humanisten in den deutschen Sprachraum eingeflossen ist. Dies wäre ohne Buchdruck nicht denkbar gewesen. So sind etwa die *Adagia* des Erasmus von Rotterdam, aus denen hier eine Seite abgebildet ist, im 16. Jahrhundert wiederholt neu gedruckt worden. Auch deutsche Sprichwörter begann man in dieser Zeit zu sammeln; so ist etwa die Sammlung des Sebastian Franck berühmt geworden. Im anschliessenden 17. Jahrhundert blieb das Interesse an Sprichwörtern weiter bestehen, indem die jüngeren Schriftsteller weiter aus diesen Schätzen schöpften; bei den «Würfeln» beispielsweise sind ähnliche Wendungen von Schiller bis Thomas Mann zu belegen.

Die Wendung «*alea jacta est*» geht auf einen vom römischen Kaiserbiographen Sueton überlieferten Ausspruch Caesars zurück. Im Jahre 49 v. Chr. soll dieser, nachdem er lange geschwankt hatte, ob er selber in Rom mit seinen Truppen eingreifen sollte, auf griechisch Menander zitiert, «Der Würfel falle», und anschliessend den Rubico überschritten haben. Dieser kleine Fluss an der Ostküste Italiens war der Grenzfluss zwischen der Caesar zugewiesenen Provinz Gallia cisalpina und dem italischen Kernland, das nicht mehr zu dem ihm zugeteilten Territorium gehörte.

Einige andere noch geläufige Redensarten, Sentenzen und Sprichwörter haben auf dem gleichen Weg den deutschen Sprachschatz erweitert. Dazu gehört etwa «der Zankapfel», der auf eine griechische Sage zurückgeht.

Damit sei gesagt, dass von den humanistischen Gelehrten entscheidende Forschungen in den Werken der antiken Autoren gemacht wurden, die bis heute prägend wirken. Die Publikation mittels des damals soeben neu aufgetakommenen Buchdrucks spielte dabei eine zentrale Rolle.

Die Epoche des Mittelalters (15. bis ca. 9. Jh.)

Damit kehren wir in die sogenannt dunkle, rückständige Welt des Mittelalters zurück. So jedenfalls wurde diese Epoche in von Rationalität und technischem Fortschritt geprägten Zeiten gesehen, als Zeitabschnitte wie die Aufklärung sehr viel näher lagen. Heute beginnen wir, die reiche Welt des Mittelalters wieder besser zu verstehen, ohne in eine Mittelalterbegeisterung wie im 19. Jahrhundert zu fallen.

Die mittelalterliche Welt mit dem stark ritualisierten höfischen Leben, der Jagd, dem Kriegs- und Rechtswesen, dem Turnier und dem Leben im Alltag hat zahlreiche Spuren in Redensarten hinterlassen.

Der christliche Glaube hat das Leben im Mittelalter in einem Masse bestimmt, wie dies heute kaum mehr nachempfunden werden kann. Er begleitete den Menschen von der Geburt bis zum Tode durch den ganzen Alltag. Dazu gehörte eine reiche Vorstellungswelt. Deren Bilder haben sich trotz Reformation und Bildersturm – auch in der Sprache – erhalten.

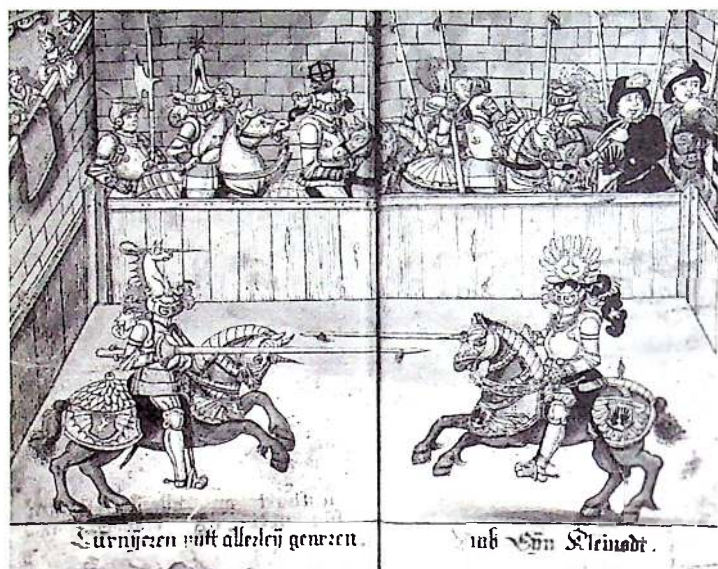


Das Spiel der Geigen und Harfen im Himmel. Das Bild aus dem 15. Jahrhundert vermittelt beispielhaft die Vorstellung von Glanz und Macht des christlichen Himmels, zu der auch die entsprechende Musik gehört. Im Mittelpunkt steht der Gottesthron mit Gottvater und Maria, umgeben von den vierundzwanzig Ältesten. (Wallraf-Richartz-Museum Köln)

«Der Himmel hängt voller Geigen» steht in Zusammenhang mit der früh nachweisbaren Vorstellung des Himmels als paradiesischer Ideallandschaft. Die Redensart hängt eng mit der gängigen Darstellung von Engeln mit Musikinstrumenten zusammen, wie wir sie besonders im Barock, der Zeit der Gegenreformation, antreffen. Das Bild des voller Geigen hängenden Himmels ist allerdings noch älteren Datums, denn es wird schon von Luther verwendet.

Unser Abbildung vereinigt zwei Himmelsvisionen in sich, nämlich den Thron der Apokalypse mit Gottvater und die Krönung Mariac. Darum herum sitzen die vierundzwanzig Aeltesten mit Gefässen, Szeptern, Harfen – und Geigen. Der gesamte Hintergrund, das göttliche Licht verkörpernd, in Gold gehalten und eine strenge Symmetrie als Ausdruck der Harmonie und der Schönheit im Himmel bestimmen das Bild. Auf dem Schosse Gottvaters liegt das sprichwörtlich gewordene «Buch mit den sieben Siegeln», das nur Er entschlüsseln kann. Nach diesem streckt sich das «Lamm Gottes». Um den Thron Gottes sind die Symbole der vier Evangelisten angeordnet: Adler, Engel, Löwe und Stier.

Die Himmelskonzeption des Christentums, wo Gott, die Engel und die auserwählten Seelen als Lohn für ihr gutes irdisches Dasein wohnen, fusst auf älteren Vorstellungen. Noch im Alten Testament gab es mehrere Himmel, meist sieben («der siebte Himmel»!), wobei diese Vorstellung wahrscheinlich durch die Kontakte zu babylonischen Kosmologien zu erklären ist. Der christliche Himmel ist untrennbar verbunden mit der grundlegenden Vorstellung der Seele als körperlosem, unsterblichem Schatten, wie ihn Plato um 400 vor Chr. beschreibt und der seinerseits mit älteren Vorstellungen der Seelenwanderung in Zusammenhang steht. – Damit ist gesagt, dass auch die Inhalte der christlichen Lehre und die dazugehörige Paradiesvorstellung des Himmels nur vor dem Hintergrund der eigenen Geschichte und Vorgeschichte zu verstehen sind. Dies erklärt auch, wieso hier verwendete Bilder wie etwa Gold für das göttliche Licht oder der Regenbogen als Umrahmung des göttlichen Thrones archaisch wirken. Für die Himmelsmusik sind noch ältere Wurzeln anzunehmen, spielt doch gerade im angesprochenen Vorstellungskreis der Seelenwanderung, besonders bei den Pythagoräern, die himmlische Sphärenmusik eine wichtige Rolle.



Die Ritter versuchen, sich im ritualisierten Zweikampf gegenseitig mit der Lanze «aus dem Sattel zu heben» und «in den Sand zu setzen». Die Helmzierden und die Wappen auf den Pferddecken geben die Familienzugehörigkeit der Kampfenden preis, ein Freiherr von Tengen links und ein Graf von Hallwil rechts. Vereinfachte Darstellung eines Tjost im Hallwilschen Hansbuch aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. (Schweizerisches Landesmuseum)

Verschiedene Redensarten greifen zurück auf das mittelalterliche Turnierwesen. Längst nicht alle sind direkt bis ins Mittelalter zurückzuführen. Denn die Mittelalterbegeisterung des 19. Jahrhunderts, das Zeitalter des Historismus, hat diesbezüglich ebenfalls Sprachschöpfungen hervorgebracht. Dazu gehört etwa der Ausdruck «mit offenem Visier kämpfen». Diese Redensart spielt auf das zurückklappbare Helmvisier an. «Aus der Bahn geworfen werden» oder «etwas auf die Bahn bringen» gehören auch zu dieser Kategorie, sind doch beide mit der Turnier-Kampfbahn zu erklären.

«Aus dem Sattel heben», womit der Sieg nach einer fairen Ausmarchung gemeint ist, kann in der schriftlichen Überlieferung zweifelsfrei bis an die Schwelle des Mittelalters und damit bis in die Zeit der Turniere zurückverfolgt werden.

Unter Turnier wurde ursprünglich der von lanzenbewehrten Reitern in geschlossenen Verbänden gerittene Massenkampf verstanden. Hauptziel des Kampfes war es, die gegnerische Gruppe mit ihrem Anführer aus dem markierten oder abgeschränkte Spielfeld herauszudrängen oder den Verband auseinanderzusprengen. Besser bekannt ist der jüngere Tjost oder ritterlich. Zweikampf, ebenfalls ein Ritual mit strengen Regeln. Auf die Herausforderung folgt der berittene Kampf in spezieller Kleidung, Rüstung, Sattel mit gutem Sitz und stumpfer Lanze. Die Reiter greifen sich dabei frontal an und versuchen sich nach längerem Anlauf gegenseitig mit der Wucht des Aufpralls aus dem Sattel zu heben. Dieser Teil der mittelalterlichen Kampf- und Festkultur wird als Ausdruck von ritterlichen Idealen bis ins 16. Jahrhundert ausgeübt.

War der Gegner aus dem Sattel gehoben, gehörten das Pferd und die Rüstung dem Überlegenen. Mit dieser Redensart wird ein sehr vorteilhafter Sieg ausgedrückt. Ehrevoller für die Kämpfenden war es, wenn die Lanzen beim harten Aufprall brachen. So ist auch die Redewendung «für jemanden eine Lanze brechen» zu verstehen.

Alle diese Redewendungen haben einem rituellen Bezug (dazu gehören auch die gerichtlich verordneten Zweikämpfe im Sinne eines Gottesurteils) mit alten Wurzeln, was wohl gerade ihre Langlebigkeit und weite Verbreitung mit zu erklären vermag.



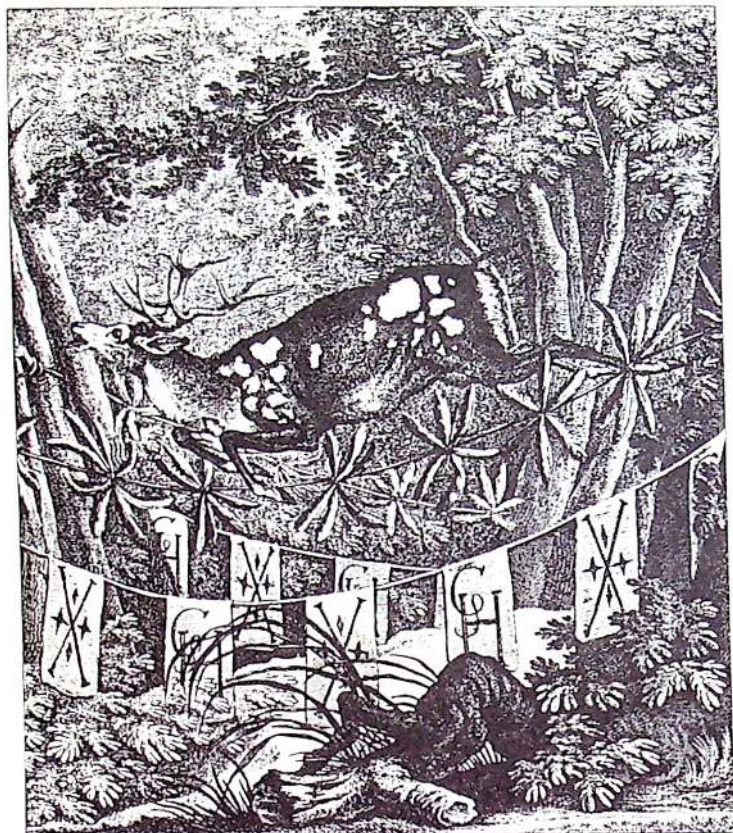
Eine legendäre Bresche der Schweizer Kriegsgeschichte. Winkelried reisst in der Schlacht bei Sempach die österreichische Linie auf, indem er ein ganzes Bündel Langspiesse auf sich zieht. Der Vorstoss der mit Hellebarden bewaffneten Eidgenossen führt schliesslich trotz schlechter Ausgangslage zum Sieg. Ausschnitt aus einem Glasgemälde um 1560. (Schweizerisches Landesmuseum)

Vom rituellen Kampf zur kriegesischen Konfrontation: Auch letztere war im Mittelalter durchaus nicht frei von Konventionen. Das Wort «Bresche» entstammt dem älteren Kriegswesen und geht auf das französische *brèche* = Scharte oder Wallbruch zurück. Damit ist die in eine Festungsmauer geschlagene oder geschossene Lücke gemeint, womit auch die Redensarten «eine Bresche schlagen» oder «in eine Bresche springen» erklärt sind.

Bei der berühmtesten Bresche in der Schweizergeschichte geht es nicht um eine Mauerbresche, sondern um ein Aufbrechen der feindlichen Linien. Am 9.7.1386 soll in der Schlacht bei Sempach, als die feindlichen Linien aufeinanderprallten, der Bauer Arnold Winkelried zahlreiche feindliche Spiesse auf sich gezogen, damit eine Lücke in die feindliche Front gerissen und so den Sieg der Eidgenossen über Herzog Leopold III. von Österreich ermöglicht haben.

Was ist wahr an dieser Heldengeschichte? Der Wahrheitsgehalt ist nicht mehr überprüfbar, zumal sich die zeitgenössischen Quellen dazu ausschweigen. Deshalb kann hier auch keine mittelalterliche Darstellung wiedergegeben werden. Unser Bild stammt aus dem 16. Jahrhundert, der Zeit, in welcher sich diese Geschichte verfestigt und weit verbreitet hat. Damals gehörte die Zeit der Schlacht bereits zur dunklen, aber wiederbelebbareren Vorzeit. Jedes Land hat seine Helden der Vergangenheit, vor allem in den entscheidenden Phasen der Herausbildung eines neuen Gemeinschaftsgefühls. Die Tat des Winkelried wandelt sich in dieser Zeit von der moralischen Allegorie zum patriotischen Mythos. Die Aufopferung eines einzelnen für die Gemeinschaft in gefährlichen Zeiten steht hier im Zentrum.

Ein wahrer Kern dieser Geschichte dürfte darin liegen, dass die frühen Eidgenossen ihre Schlachtenerfolge auch der Tatsache verdankten, dass sie unkonventionell vorgingen (bis zur fehlenden Rücksichtnahme auf die damaligen Regeln der «gerechten» Kriegsführung, was ihnen wiederholt den Vorwurf der Gottlosigkeit eingetragen hat). Dazu gehört offenbar, dass die vor Sempach hart bedrängten Eidgenossen eine Wende dadurch erzielen konnten, dass sie Breschen in die durch Langspiesse gebildeten Fronten der Österreicher reissen und die Vorteile ihrer Bewaffnung ausspielen konnten.



Das Jagdrevier ist mit Netzen und mit Seilen, an denen Lappen befestigt sind, abgegrenzt und unterteilt. Auf den Lappen sieht man das repräsentative Zeichen des Jagdherren. Hier versucht ein Hirsch «durch die Lappen zu gehen». Radierung des 18. Jahrhunderts von J. E. Ridinger. (Privatbesitz)

Mit den folgenden beiden Redensarten bleiben wir im Umfeld der ritterlichen Welt, kommen aber in immer friedlichere Gefilde. «Durch die Lappen gehen» steht stellvertretend für entweichen, entkommen, seltener hört man auch «durch die Latten gehen». Die Redensart geht auf die Jägersprache zurück, der wir viele bildhafte Ausdrücke in der Sprache verdanken. So gehen etwa «in der Klemme sitzen» oder «auf den Leim gehen» auf die Vogeljagd mittels der Klemme oder leimbestrichener Ruten zurück.

Bei der Treibjagd, mit der die sprichwörtlichen «Lappen» zusammenhängen, war das Revier begrenzt, um die Tiere im Jagdgebiet zu behalten. Neben Netzen wurden hierfür an langen Seilen befestigte Lappen verwendet. Schlüpfte ein Tier aus dem umgrenzten Jagdrevier, so war es für die Jagdgesellschaft verloren.

Der Jagd kam im Mittelalter eine hohe Bedeutung zu, und zwar nicht wegen der Deckung des Fleischbedarfs. Dieser wurde seit der Bronzezeit überwiegend durch die Haustierzucht gedeckt, vor allem durch Rind, Schwein, Schaf und Ziege. Im Mittelpunkt der mittelalterlichen Jagd stand das gesellschaftliche Ereignis. Entsprechend beliebt waren Jagdmotive auf Wandbehängen, in der Malerei und in der Buchkunst. Hier finden wir Darstellungen beider gängigen Jagdarten, der Jagd mit Beizvögeln und der Jagd mit Hunden. Gewisse Fürsten hielten ständig das entsprechende Personal, so etwa das Falknerkorps, die entsprechenden Falken und das Hetzjagdpersonal mit den Hundemeuten und Pferden. Dazu gehörte selbstverständlich der Besitz entsprechender Jagdreviere an geeigneter Lage.

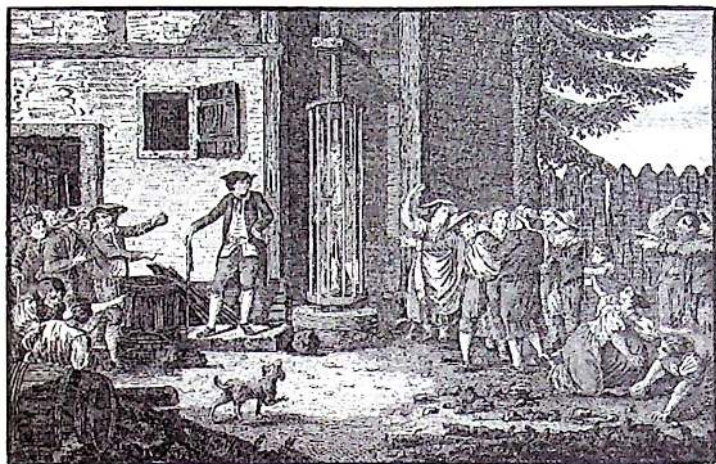
Um 1440 bezahlte etwa Philipp der Gute von Burgund (1419 bis 1467), von dem sich in Brüssel ein illustriertes Jagdlehrbuch erhalten hat, vierzig Jagdhunde und fünfundzwanzig Pferde für die Jäger. Für ihn war die Jagd ein Mittel, die Führungsschicht enger an das Fürstenhaus zu binden. Eine Jagdpartie hatte alle Merkmale eines Gesellschaftsspiels mit den dazugehörigen Regeln und Ritualen und reihte sich nahtlos mit den Turnieren und Umzügen in die vielfältigen Aktivitäten der fürstlichen Repräsentation ein. Wenn der Gastgeber und Jagdherr im Schlussgang der Jagd selbst zum entscheidenden Gnadenstoss kam oder vor ihm die erlegten Tiere ausgebreitet wurden, kam dabei seine Macht über Mensch und Tier sichtbar zur Geltung.



Dreht die Schlossdame weiter an der Haspel? Ein Minnesänger ist von der Angebeteten im Korb bis auf halbe Höhe hochgezogen worden und jetzt ganz ihrem Willen ausgeliefert. Illustration aus der in Zürich um 1300 entstandenen Manessischen Liederhandschrift. (Universitätsbibliothek Heidelberg)

Verwandt mit «im Korb hängenlassen» ist das heute noch häufiger verwendete «einen Korb bekommen». Beide Redensarten haben ihren Ursprung im Bereich der Liebe, der Werbung und der Verführung, mittelalterlich mit dem Wort «Minne» ausgedrückt.

Wir finden hier das Bild des von der Verehrten und Begehrten am Seilzug hinuntergelassenen Korbes, in dem der Liebhaber in das Gemach der Angebeteten zu gelangen trachtet. Nun konnte einem nicht genehmen Freier, der sich in der Hoffnung auf ein Liebesabenteuer zu weit vorgewagt oder der sich zu sicher gefühlt hatte, ein Korb mit unsolidem Boden heruntergelassen werden, so dass er «durch den Korb» fallen musste. Noch drastischer war die Variante mit dem Hochziehen im Schutze der Dunkelheit, aber nur bis auf halbe Höhe, um den im Korb Gefangenen am anderen Tage schliesslich dem allgemeinen Spott preiszugeben. Diese Geschichte geht auf eine ältere Episode zurück, die im Mittelalter wohlbekannt war. Sie wird meist Vergil oder sonst einem Mann gesetzten Alters von grosser Klugheit, Weisheit oder Mut zugeschrieben, der aber Frauen gegenüber schwach war. Dazu gehörte auch das Bild des von einer Frau betrogenen, auf allen Vieren kriechenden Aristoteles, während die Frau auf seinem Rücken reitet. Vergil nun wird als «Minnesklave» von der römischen Königstochter deshalb am Seil hingengelassen und am Morgen dem Gespött der Römer ausgesetzt, weil er das bevorstehende Liebesabenteuer nicht für sich hatte behalten können. – Bei unserem Bild ist ungewiss, ob der Minnesänger Kristan von Hamle den richtigen Weg findet oder ob er «am Seil hängen gelassen wird».



Der «angeprangerte» Übeltäter. Der in einem drehbaren Käfig zur Schau Gestellte ist verschiedenen Demütigungen ausgesetzt. Auf ihn wird «mit Fingern gezeigt» und «der Stein erhoben». Englischer Stich nach einer älteren Vorlage. (Schweizerisches Landesmuseum)

Eine Blossstellung der ernsten Art ist das «an den Pranger stellen». Zur mittelalterlichen Rechtspflege gehörte, dass Verurteilte mit einem Halseisen (auf das der «Pranger» sprachlich zurückgeht) an einen Schandpfahl gefesselt oder in einem speziellen Käfig zur Schau gestellt wurde. Dafür diente ein belebter Ort der Stadt: An mehreren schweizerischen Rathäusern haben sich, wie in Sursee im Kanton Luzern, in die Hauptfassaden eingelassene Nischen erhalten. Eine spezielle Form des Prangers war der hier abgebildete, drehbare Käfig, die sogenannte Drülli.

Die Strafe des Anprangerens reiht sich ein in eine ganze Zahl von Strafmassnahmen, die heute drastisch bis martialisch anmuten. Dies ist jedoch nicht unbedingt Ausdruck eines klar geregelten und sicher greifenden Systems von Recht und Ordnung. Im Gegenteil, die Bedeutung des Staates im mittelalterlichen Rechtswesen wird überschätzt. Hingegen war die Abschreckung ein wichtiges Mittel bei der Verbrechensbekämpfung. Abschreckung führt nur dann zum Ziel, wenn hin und wieder ein Exempel statuiert werden konnte. Vor diesem Hintergrund ist der mittelalterliche Pranger zu verstehen. Nach heutigem Empfinden wirken Strafen wie etwa das Rädern, das heisst das Brechen der Knochen mittels eines Rades und anschliessendes Zurschaustellen des malträtierten Körpers auf dem Rad, besonders grausam. Nach dem mittelalterlichen Rechtsempfinden wurde ein schweres Vergehen als Verstoss gegen die gottgewollte Ordnung empfunden. Die «gerechte» Strafe war also auch ein Versuch der Wiederherstellung der göttlichen Ordnung. Danach richtete sich die Art und Abstufung der mehr oder minder «ehrevollen» Strafen vom Töten mittels Schwert, Strick oder dem symbolhaften Rad.

In vielen Wörtern, denken wir nur an «radebrechen» für das Malträtieren der Sprache, und in einigen anderen Redensarten haben sich manche Relikte von grausamen und meist in der Öffentlichkeit vollzogenen Strafen bewahrt. So erinnert etwa «einen Stein auf jemanden werfen» an die altjüdische Strafe der Steinigung. Die Intervention von Jesus Christus nach Joh. 8,7 gegen die Misshandlung einer Ehebrecherin ist ja allgemein bekannt: «Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.» In diesen Zusammenhang gehört die (auch als symbolische Geste belegte) Redensart «den Stein gegen jemanden erheben», die in unserer Abbildung ebenfalls dargestellt ist.



Schlafendes Paar unter der wärmenden Bettdecke. Glasgemälde des 16. Jahrhunderts mit Tobias und Sara aus dem Alten Testament. (Victoria and Albert Museum, London)

Wenn man mit jemandem «unter einer Decke steckt», drückt das ein tieferes Einverständnis aus. Gemeint ist dieselbe Decke wie bei der Redewendung «nach der Decke strecken». Unter eine Decke wurden zunächst die jungen Eheleute im Beisein der Eltern gesteckt, was nach mittelalterlichem Rechtsempfinden den eigentlichen Beginn der Ehe markierte. Das wird nach Röhrich durch verschiedene Rechtssprichwörter ausgedrückt wie «Ist die Decke über dem Kopf, so sind die Eheleute gleich reich» oder «Ist das Recht beschritten, so ist das Recht erstritten». Aus diesem vertrauten Zusammensein wuchs im Verlaufe der Zeit die allgemeinere Bedeutung der Redensart.

Im gleichen Bett schliefen im Mittelalter nicht nur Vermählte und Geschwister. Es war durchaus üblich, zum Beispiel Gäste, die sich nicht näher kannten, miteinander das Nachtlager teilen zu lassen. Erasmus von Rotterdam hat sich in seiner Sittenlehre belehrend über das Teilen des Nachtlagers geäußert. So schreibt er in *De civilitate* im Kapitel «Von der Schlafkammer» (zitiert nach einer zeitgenössischen deutschen Übersetzung von 1530):

Du legst dich nidder odder stehest auff / so hab die scham v
augen
Hüt dich / das du nichts auffdeckst das die natur verbirget.
Hastu eynen der bey dir schleffe / so lieg fein still
und weltz dich nicht hin und wider
damit du dich nicht selber entblösst
und deinen gesellen das Bett nemest.

Auf unserer Illustration liegt unter der schön verzierten Bettdecke ein Paar. Die sprichwörtlich gewordenen «Tobiasnächte» sind hier angesprochen. Tobias blieb nämlich in der Hochzeitsnacht und den beiden darauf folgenden Nächten enthaltsam und betete. Damit überwand er einen bösen Geist, der in seine Braut gefahren war und bereits einige Vorgänger getötet hatte. Die Enthaltensamkeit während der ersten drei Tage ist übrigens auch in anderen Kulturkreisen bekannt. Nach Röhrich sagt man «Tobias sechs, Vers drei» zu einem Gähnenden, der die Hand nicht vor den Mund nimmt, und kritisiert damit eine langweilige Gesellschaft.



Die gedeckte Tafel. Der Tisch besteht aus einem auf zwei Böcke gelegten Tischblatt. Nach dem Essen konnte von der Dienerschaft «die Tafel aufgehoben» und mitsamt dem Geschirr in die Küche getragen werden. Ölgemälde: Christus in Emmaus von M. Marziale aus dem Jahre 1507. (Staatliche Museen Preussischer Kulturbesitz Berlin, Gemäldegalerie)

Die letzte für die Zeit des Spät- und Hochmittelalters herangezogene Redensart führt uns zu den Tischsitten dieser Zeit. Aus dem Mittelalter haben sich relativ wenig Tische erhalten. Dabei wissen wir aufgrund verschiedenster Darstellungen, dass der Tisch ein gebräuchliches Möbel war. Des Rätsels Lösung liefert unter anderem das hier reproduzierte Gemälde von 1507. Christus speist an einem Tisch, der aus einer Tischplatte besteht, welche auf zwei Böcken ruht. Dies war eine durchaus übliche Form im Mittelalter. Verständlich ist, dass sich solche mobile Tafeln und Böcke weniger erhalten haben als ganze Möbelstücke.

Die Redensart «die Tafel aufheben», was so viel bedeutet wie die Tischrunde nach dem Essen auflösen, geht auf die Sitte zurück, dass die Dienerschaft die ganze Platte («Tafel» genannt wie etwa das Tafel-Bild) mitsamt den Gedecken von den Böcken aufheben und in die Küche tragen konnte.

So wie die Vergangenheit die Redensarten «füllt», hat sie auch die Tischsitten bis heute mitbestimmt. So geht etwa das Tabu, dass man weder den Fisch mit dem Messer zerlegt noch das Ei aufschneidet, auf Fisch und Ei als wichtige christliche Symbole des Lebens zurück. Dies wird verständlich, wenn man weiss, dass das Messer im Mittelalter noch als Mehrzweckinstrument diente und damit auch eine Art Waffe war. Auf dem hier gezeigten Tisch sieht man drei Messer, jedoch keine Gabel, weil diese damals noch nicht existierte; die Speisen mussten mit der Spitze des Messers aufgespiesst oder mit der Hand zum Mund geführt werden.

Spuren des Frühmittelalters (ca. 9. Jh. bis 5. Jh.)

Die Epoche des Frühmittelalters, die ca. 600 Jahre zwischen dem Ende des Römischen Reiches und dem eigentlichen Mittelalter (Spät- und Hochmittelalter) umfasste, trägt deutliche Züge einer Übergangs- und damit einer Pionierzeit. Damals fand ein wegweisender Ausbau des Landes statt; eine grosse Anzahl der heute noch bestehenden Dörfer und Gemeinden wurde in ihrem Kern in jener Zeit angelegt.

Das traditionelle Bild des Frühmittelalters ist stark geprägt von der Völkerwanderung; nach dem Zusammenbruch der römischen Ordnung begann eine Umbesetzung weiter Teile Europas. Die germanischen Alamannen stossen von Norden in das Schweizer Mittelland vor, während sich die romanisierte Bevölkerung in die alten Siedlungszentren, in die Städte vor allem, aber auch in die Alpentäler, zurückzieht. In den Alpen konnte sich bis heute die rätoromanische Sprache erhalten. In der stärker romanisierten Westschweiz breitete sich die französische und im östlichen Mittelland die deutsche Sprache aus.

Die Kultur des Frühmittelalters hat uns wenig schriftliche Überlieferungen hinterlassen. Aus diesem Grund gibt es auch kaum sichere sprachliche Belege für den Ursprung von Redewendungen aus dieser Zeit. Dementsprechend begrenzt ist hier die Aussagefähigkeit über die Realursprünge. Anstelle der schriftlichen Ueberlieferung tritt hier die archäologische Forschung.

Die Zeit des Frühmittelalters hat viel Neues hervorgebracht, sich aber auch am Hergebrachten orientiert. Die wichtigste Klammer zur vorangehenden Antike war das Christentum. Nachdem sich noch zur Zeit des spätrömi-

schen Reiches das Christentum als Staatsreligion durchgesetzt hatte, erfolgte im Frühmittelalter der endgültige Durchbruch dieses neuen Glaubens. Damit fand eine epochale Umorientierung statt, die Leben und Tod des Einzelnen begleitete. Wurde in römischer Zeit der Tote mit dem Kopf in Richtung Rom bestattet, so ist das christliche Grab in der Regel Richtung Osten, zum Heiligen Land, ausgerichtet.



Urtümliche Elemente in der Fastnachtszeit, der «Schwärmzeit der Seele». An der Basler Fastnacht des Jahres 1521 nahm auch ein Uristier teil, den man besser als Schildhalter des Standes Uri kennt. Sechs Jahre vorher hatte der Uristier als Hornbläser an der Schlacht von Marignano wie zuvor an vielen Kämpfen der Urner teilgenommen. Zwischen dem karnevalistischen Treiben und den Kriegszügen von Jungmannschaften gibt es überraschende Verbindungen. Standesscheibe von Lukas Zeiner aus der Zeit um 1500. (Schweizerisches Landesmuseum)

Wenn jemand zu spät kommt, wird das im Rheinland, in Süddeutschland und in der Schweiz mit dem Ausdruck «wie die alte Fastnacht» umschrieben. Die Fastnacht als Winterbrauch und zeitlich begrenzte «Gegenwelt» mit der damit verbundenen Ausgelassenheit, Vermummung und Verkleidung reicht sowohl vom Brauch selber als auch von der Terminierung her in die vorchristliche Zeit zurück. Nach christlicher Auffassung ist es die Zeit der Ausgelassenheit vor der Fastenzeit und mit dieser sprachlich verwandt. Sehr deutlich wird dies im Wort Karneval, italienisch *carnevale*, von Fleischwegnahme.

Das Ende der Fastnacht, die am Ende der Winterszeit begangen wird, war im Frühmittelalter auf den Sonntag Invokavit (lat. er hat mich gerufen) festgelegt. Nachdem aber durch einen Konzilsbeschluss von 1091 der Beginn der österlichen Fastenzeit vorverlegt wurde, konnte offiziell in dieser Zeit kein Festbrauch mehr ausgeübt werden. Die alte Fastnacht lag also zu spät.

Hier liegt ein typisches Beispiel für die Überlagerung zweier kultureller Ebenen vor. Im Christentum wurden die nicht ausrottbaren älteren Elemente durch eine Einbettung in den christlichen Kalender integriert. So haben sich auch in der Schweiz verschiedene interessante Bräuche erhalten. Dazu gehören auch die drei Kleinbasler «Ehrenzeichen» Löwe, Greif und Wilder Mann, die heute nicht mehr als Teil der «Fastnacht» verstanden werden, früher aber durchaus an diesem sehr spät abgehaltenen dreitägigen Basler Fest auftraten. Dazu gehörte regelmässig auch auswärtiger Zuzug mit archaischen Wurzeln – bis hin zum Uristier, dem Wappentier des Innerschweizer Kantons Uri. Ein Uristier war 1521 zu Gast an der Basler Fastnacht zusammen mit Notabeln von Uri, Pfeifern und Trommlern, zwei Narren, einem Stummen und einer Frau von kaum ehrbarer Lebensführung.

Der Basler Volkskundler H.-G. Wackernagel hat in Zusammenhang mit der Fastnacht den Satz geprägt: «Die Schwarmzeit der Seele kann so gelegentlich auch Totschlage-Zeit sein (Ares und Aphrodite).» Damit wollte er sagen, dass das karnevalistische Wesen eng mit dem kriegesischen verflochten ist. Zahlreiche Kriegszüge von Jungmannschaften, vor allem sogenannte Saubannerzüge, sind in der Fastnachtszeit entstanden. Die «zerhauenen» Kriegsgewänder der eidgenössischen freien Knechte erinnern an das Maskenkostüm der Harlekins.



Obrigkeithlich angeordnetes Dachabdecken im Jahre 1848. In Irland kam dieser alte Rechtsbrauch noch bis ins 19. Jahrhundert zur Anwendung. Betroffen ist hier ein in Schulden geratener Bauer, der den das Urteil verkundenden Sheriff vergeblich um Gnade anfleht. Der Schuldspruch wird im Beisein von bewaffneter Miliz und verschiedensten Augenzeugen vollstreckt. (Aus: «London Illustrated News» vom 6.12.1848)

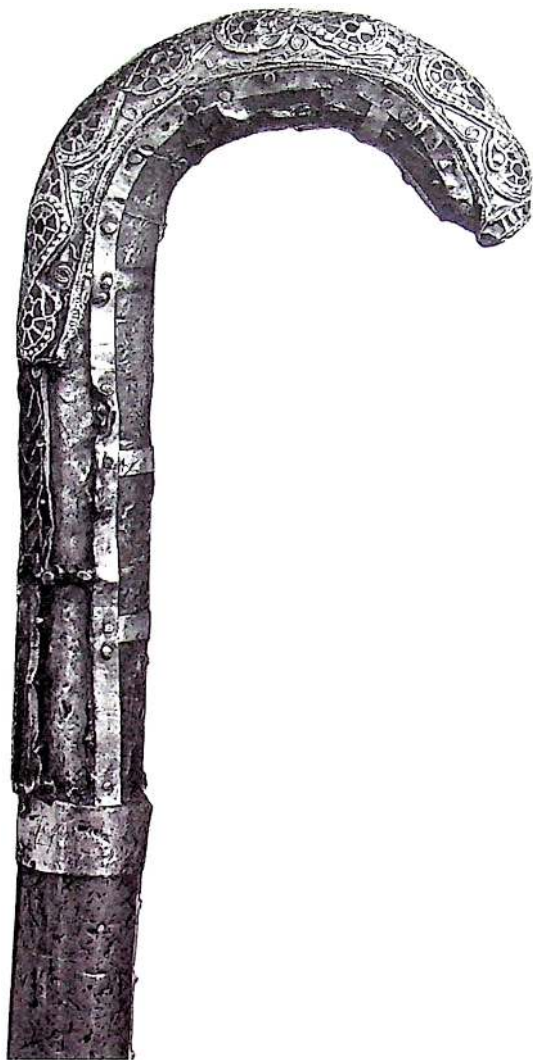
Wir bleiben noch beim Fastnachtsbrauch, weil in dieser temporären «Gegenwelt» weitere aufschlussreiche ältere Kulturelemente nachweisbar sind. In Läufeufingen im Kanton Baselland forderten die maskierten Knaben mit folgendem Vers Gaben:

Wenn der is aber nüt weit geh
So weimer'ech Kueh und Kalber neh
Mer wei'nech s'Hus abdecke
Mer wei'nech uferwecke !

Mit der Redewendung «einem aufs Dach steigen», womit eine Strafe oder ein Denkkzettel ausgedrückt wird, kommen wir zu den Ausläufern eines alten Rechtssystems, dessen Wurzeln wohl im frühmittelalterlichen, germanischen Recht zu suchen sind. Bei diesem Brauch der Heimsuchung ist noch das Prinzip der privaten Strafmassnahme, wie bei der Blutrache, spürbar.

Schriftlich bezeugt ist das Dachabdecken beispielsweise im Hochmittelalter in den Zähringerstädten der Schweiz und Süddeutschlands. Damit wurden vor allem Sittenwidrigkeit oder Verstösse gegen die gottgewollte Ordnung geahndet, etwa wenn die Frau den Mann beherrschte, oder bei ausstehenden Schulden – Das Dach steht in anderen Redewendungen als Symbol für Sicherheit und Geborgenheit, etwa bei «unter Dach und Fach bringen», wobei mit «Fach» die mit Flechtwerk ausgefüllten Flächen zwischen den aus Balken gefügten Wänden gemeint sind.

Das Dachabdecken ist auch der erste Akt bei der Zerstörung des ganzen Hauses. Unsere Illustration zeigt den Beginn eines solchen Wüstungsvorgangs. Die Hauszerstörung kennen wir in der jüngsten Geschichte noch als kriegsrechtliche Massnahme beispielsweise im Konflikt zwischen Palästinensern und Israelis. Früher war dies ein öffentlicher, von der Obrigkeit angeordneter öffentlicher Akt. Dem Geächteten und Friedlosen wurde das Urteil eröffnet und anschliessend im Beisein der Bevölkerung das Haus bis auf den Boden niedergelegt. Im alten Römischen Recht galt die dreiteilige Formel: Löschen des Herdfeuers, Zerstörung des Hauses und Zuschütten des Brunnens. Vor allem die letzte Massnahme ist auch archäologisch fassbar. Tatsächlich finden sich immer wieder zugeschüttete Brunnen, oft sogar mit einer oder mehreren menschlichen und tierischen Leichen darin, die auf äusserst gewaltsame Massnahmen schliessen lassen.

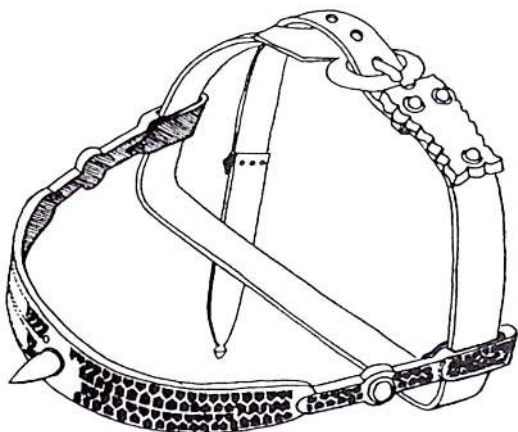


Der Stab des Heiligen Germanus aus dem 6. Jahrhundert. Unter den reichen späteren Beschlägen ist noch der originale einfache Wanderstab erhalten. Aus dem schlichten Pilgerstab entwickelte sich der heute noch bekannte Bischofsstab. (Katholische Kirche Delémont)

«An den Bettelstab bringen» ist gleichbedeutend mit arm werden. Neben der Symbolstellung des Stabes für Armut und Einfachheit steht derselbe – als Stütze – auch für Macht und Recht («über jemandem den Stab brechen»). Mein Augenmerk gilt dem einfachen Stab, dem Hirten- und Wanderstab, der Verwandtes, aber auch Trennendes in sich vereinigt. Die übliche Form des Hirtenstabes ist der lange Stab mit Krümmung am oberen Ende. Eine weiterentwickelte Form wurde zu einem wichtigen Zeichen kirchlicher Würdenträger, der «Oberhirten» oder Bischöfe.

Mit Krummstäben waren im Frühmittelalter nicht nur gewöhnliche Hirten und Wanderer unterwegs, sondern auch die irischen Missionare. Sie haben die zweite Christianisierung auf dem Kontinent ausgelöst. Damit ist der Vorstoss des Christentums im 6. bis 8. Jahrhundert gemeint, nachdem die Wirkung der ersten Christianisierung in römischer Zeit unter alamannischem Einfluss stark verblasst oder ganz verschwunden war. Die für die Schweiz bekanntesten Missionare waren Gallus und Columban. Zu ihrer Grundausrüstung hatte neben Pilgermantel und Hut auch der gekrümmte Wanderstock gehört, genannt «cambutta». Columban hat dem Gallus seinen Stock überlassen, denn diesem wurden – wie damals üblich – wunderwirksame Kräfte zugesprochen, war der Stock doch eine Art lebendiger Begleiter des Pilgers, der seinem Stock einen Namen gab. Der Gallus-Stock hat sich nicht erhalten, doch werden im Kloster St. Gallen frühe Handschriften aufbewahrt, die zum wertvollsten Kulturgut der Schweiz gehören und auf dem Gallus mit seinem Stab abgebildet ist.

Erhalten hat sich aber durch alle Wirrnisse der Zeit der Stab des heiligen Germanus, der aus Trier stammte und als erster Abt des Jura-Klosters Moutier-Grandval eingesetzt wurde. Dieser Stab wurde wohl deshalb stets sorgfältig aufbewahrt, weil ihm Wunderkräfte zugesprochen wurden. Jedenfalls ist dies für den Gürtel des Germanus überliefert. Hier tritt der Bereich des Reliquienwesens zutage, welches für die frühchristliche Kirche (in Fortführung älterer «heidnischer» Praktiken) sehr wichtig war. In diesem Zusammenhang ist wohl auch zu erklären, dass der einfache Stab des Germanus nach seinem Tod bei kriegerischen Streitigkeiten zwischen 666 und 675 am Schaft mit Silber und an der Krümme mit steinbesetztem Goldblech im frühmittelalterlichen Stil verziert worden ist.



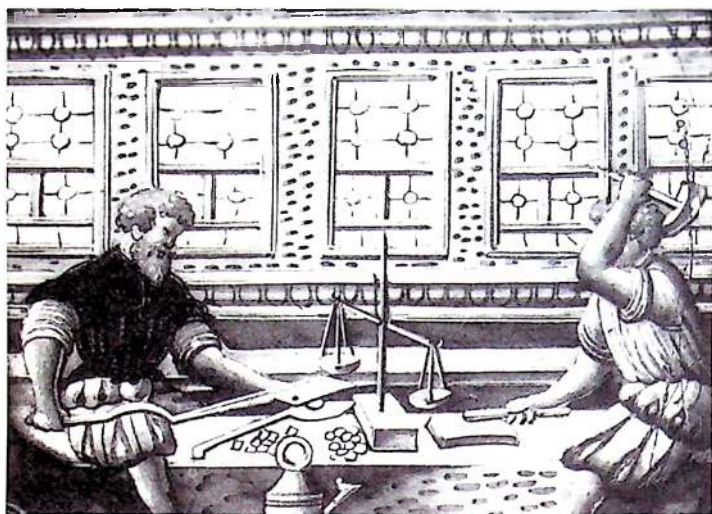
Rekonstruktionszeichnung einer Sporngarnitur aus der Zeit um 700. Der Sporn selbst besteht aus einem kurzem Dorn auf einem Metallbügel, der mittels eines Lederriemens an den Stiefel geschnallt werden konnte. Die reiche Verzierung spricht bereits für die besondere Bedeutung als Zeichen des Reiters oder Ritters. Aus dem kleinen Sporn entwickelten sich später die grösseren und paarig getragenen Sporen, bis hin zu den übersteigerten Formen der Radsporen des jüngeren Mittelalters und der Neuzeit. (Nach R. Moosbrugger-Leu)

Im Frühmittelalter vollzieht sich im deutschen Sprachraum endgültig der Wechsel von der «heidnischen» zur christlichen Religion. Archäologisch lässt sich dieser Prozess vor allem bei den Gräbern verfolgen, wurden die Christen doch – wobei die Glaubensgrundsätze von Armut und Demut mitgespielt haben dürften – in der Regel ohne Beigaben bestattet, den Nichtchristen hingegen wurden nach alter Tradition persönliche Objekte mitgegeben. Gräber hochgestellter Männer sind oft sehr reich ausgestattet. Die Toten wurden so ausgestattet ins Grab gelegt, wie sie zu Lebzeiten bei wichtigen Anlässen aufgetreten waren.

Die zahlreichen archäologischen Funde und erste entsprechende schriftliche Überlieferungen zeigen, dass wir schon für die Zeit des Frühmittelalters von Rittern sprechen können, die ihren Status kultiviert hatten. Dabei nahm das Pferd als Reittier, das teilweise sogar mitgeopfert wurde, eine wichtige Stellung ein, was zum Beispiel durch Schmuckstücke in Form eines Pferdes zum Ausdruck kommt. Im Grab selber finden wir oft Teile des Pferdezaumzeuges, Waffen, die für den Kampf aus dem Sattel geeignet waren, und Sporen. Allerdings findet sich jeweils nur ein Sporn in frühmittelalterlichen Gräbern. Dies hängt mit einer anderen Reittechnik und dem Sattelbau zusammen. Erst seit dem 8. Jahrhundert werden bei uns Sporen paarweise getragen.

Der Sporn als Hilfsmittel des Reiters, vor allem des berittenen Kriegers, ist seit dem Altertum bekannt. So schreibt Xenophon bereits um 400 v. Chr. in seinem (kontinuierlich tradierten) Grundlagenwerk «Über die Reitkunst», was der Reiter beim Sprung über Gräben zu tun habe: «Sporniere das Pferd leicht, aber plötzlich».

In jeder ritterlichen Gesellschaft gab es gewisse Initiationsriten mit ihren entsprechenden Symbolen. Die Sporen nehmen hier eine zentrale Stellung ein. Sie hatten also nicht nur den praktischen Sinn, das Pferd anzutreiben (oder zu strafen), sondern kennzeichneten ihren Träger nach aussen gut sichtbar als Reiter oder Ritter. Aus dem Mittelalter ist überliefert, dass den jungen Rittern goldene respektive vergoldete Sporen bei der Verleihung der Ritterwürde angeschnallt wurden, die sie anschliessend auch abverdienen mussten. Die Symbolkraft der Sporen hat sich in dieser Redewendung bis heute erhalten; und der Ausdruck «die Sporen geben» für Vorantreiben ist noch in Gebrauch.



«Schrot» bedeutet Hieb oder Schnitt. Geschrotet wird hier mit einer grossen Blechschere der Schrötling, ein genau abgemessenes Stück Gold- oder Silberblech, das anschliessend geprägt wird. Blick in die Werkstatt des Schaffhauser Münzmeisters Werner Zentgraf. Ausschnitt aus einem Glasgemälde von 1563. (Schweizerisches Landesmuseum)

Im Frühmittelalter haben sich viele Errungenschaften der römischen Zivilisation aufgelöst. Dazu gehören etwa der Unterhalt der Fernstrassen oder das einheitliche Münzsystem. Dies ist nicht einfach als Rückfall oder generell als Barbarisierung zu bewerten, sondern vor dem Hintergrund der allgemeinen Geschichte zu verstehen; in dieser Zeit zerfällt ein Weltreich, und an seiner Stelle entwickelt sich – mit heutigen Worten ausgedrückt – eine Art Regionalisierung mit neuen Zentren. Auch das Münzwesen wurde nach und nach regionalisiert. Mittelalterliche Münzen wurden in der Regel nicht mehr aus einem gegossenen Schrötling, sondern oftmals aus einem Stück Blech hergestellt, das, dem gewünschten Gewicht gemäss, aus einer grösseren Platte herausgeschnitten wurde. Von diesem Abschneiden («Schroten») kommt der Ausdruck Schrot, welcher das Gewicht der Münze meint. Mit Korn wird der Edelmetallgehalt der Münze bezeichnet, der für ihren Eigenwert von entscheidender Bedeutung war.

Seit es Münzen gibt, wird deren Grundwert verfälscht. Das ist in der Forschung bereits früh erkannt und von Gresham auf die Kurzformel gebracht worden «Bad money drives out good». Diese Feststellung hängt mit der Tatsache zusammen, dass das Geld seiner natürlichen Eigenschaft nach im Fluss ist. Die Umlaufgeschwindigkeit nimmt vor allem in unruhigen Zeiten, den Perioden der Geldentwertung, zu; das schlechte Geld verdrängt das gute, durch Export, Hortung und vor allem durch Einschmelzung. Dies ist schon in keltischer Zeit, dem Beginn der Münzprägung in unseren Landen, im 3. und 2. Jahrhundert v. Chr., festzustellen. Zunächst waren die Münzen entweder aus fast reinem Silber oder Gold. Der Fürst, welcher die Münzen ausgab, beziehungsweise seine Nachfolger, konnten die Münzen einziehen, einschmelzen und nach Beimischung von unedlem Metall eine neue grössere Serie ausgeben. Dies geschah so oft, dass nicht nur das Gewicht der Münzen merkbar abnahm, sondern auch deren Goldgehalt. Dasselbe wurde auch im Mittelalter praktiziert, wobei damals die Münzen auch beschnitten wurden.

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, dass sich – wenn auch im übertragenen Sinne erst in nachmittelalterlicher Zeit – für einem vertrauenswürdigen, traditionell ausgerichteten Menschen die Bezeichnung «von altem Schrot und Korn» eingebürgert hat.



Grabmosaik eines vandalischen Knabens aus dem Pilgerheiligtum von Tebessa in Nordafrika. Das Grab des im Jahre 508 verstorbenen vornehmen Kindes nimmt eine herausragende Stellung in diesem christlichen Heiligtum der Vandalen ein, welche in Karthago ein neues Machtzentrum aufgebaut hatten. Der Abgebildete erinnert mit seiner Bewaffnung an den germanischen Ursprung der Vandalen. (Nach Koenig und Christern)

Die Bedeutung von «hausen wie die Vandalen» ist klar, stehen die Vandalen doch als Synonym für blinde Barbarei, die auch nicht vor alten Kunstwerken und traditionellen Werten haltmachen. Wie ist das frühmittelalterliche Volk der Vandalen oder Wandalen zu diesem negativen Image gekommen? Hier stossen wir auf einen Rezeptionsprozess, der auch für andere frühmittelalterliche Völker typisch ist. Zunächst unterscheidet sich die Geschichte der Vandalen kaum vom Schicksal anderer Völker: unklare Entstehungsgeschichte zur römischen Zeit, nach 400 n. Chr. Vorstoss von Norden in Gebiete des ehemaligen römischen Reiches, später bis Spanien, Bekehrung zum arianischen Christentum, Gründung eines eigenen Reiches in Afrika, vor allem durch eine gutgestellte, vornehme, aber dünne Oberschicht, deren Spuren sich allmählich wieder verlieren. Manches erinnert an andere Völker dieser Zeit, wie etwa an die Burgunder, die sich in der Gegend von Genf ansiedelten und ein positives «Image» bewahren konnten.

Antike Quellen sind gerade bei Kriegsschilderungen mit einiger Vorsicht zu interpretieren. Dies gilt denn auch für die Überlieferungen von den Vandalen. Verschiedene römische Autoren, etwa Orosius, schreiben ihnen Grausamkeiten in Zusammenhang mit einer vorübergehenden Besetzung Roms im Jahre 455 zu. So wurden sie auch in der älteren französischen Literatur als Kunstfrevler dargestellt. Diese Textstellen wurden im 18. Jahrhundert durch den Bischof von Blois, aber auch durch Voltaire und andere aufgenommen und so interpretiert, dass daraus die sprichwörtliche Bedeutung des «Vandalismus» entstand. Das Schlagwort «vandalisme» wurde vor allem im revolutionären Paris für die Schandtaten der Jakobiner verwendet und bald darauf in Deutschland nachgesprochen. Dabei wurde letztlich übergangen, dass die früh zum Christentum übergetretenen Vandalen in ihren neuen Siedlungsräumen eine hohe Kultur entwickelten. Denn nach den neuesten archäologischen Funden und Forschungen unterscheiden sich die Vandalen nicht von anderen frühmittelalterlichen Völkern.

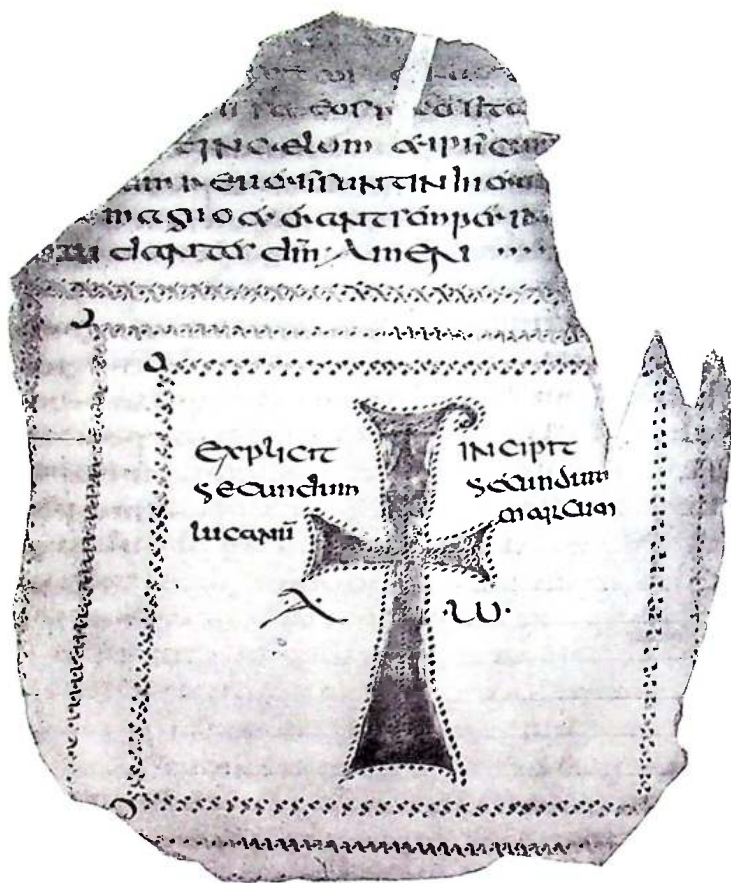
Das Wort «Vandalismus» steht hier also in seiner heutigen Bedeutung stellvertretend für die Charakterisierung einer ganzen Periode und als Musterbeispiel für ein falsches oder zumindest einseitiges Geschichtsbild dieser Zeit.

Römische Zeit (4. Jahrhundert bis in die Zeit um Christi Geburt)

Mit der römischen Zeit kehren wir wieder zurück in eine Epoche der schriftlichen Überlieferung und befinden uns in der ausklingenden Antike, die zum frühen Höhenflug der menschlichen Kunst- und Geistesgeschichte wurde. Dabei denkt man zuerst an die Griechen und in zweiter Linie erst an die Römer, die in vielen Bereichen im Schatten der Griechen standen.

In dieser klassischen Zeit entstand auch der zweite Teil der Bibel, das griechisch geschriebene Neue Testament, auf das zahlreiche Redewendungen und geflügelte Worte zurückgehen. Die Bibel ist zusammen mit den klassischen Autoren, «den Alten», wie man früher sagte, der Grundpfeiler des christlichen Abendlandes. In diesen Werken, ich denke hier auch an Platon, Aristoteles oder Cicero und Caesar, sind viele wesentlichen Grundelemente menschlichen Daseins in zeitloser Art formuliert. Viele dieser Werke haben sich über Jahrtausende hin erhalten. Hier hat der Lauf der Geschichte so gewirkt, wie wir es im Faust Goethes nachlesen können:

«Was glänzt, ist für den Augenblick geboren,
Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.»



Alpha und Omega zu beiden Seiten des Kreuzes. Die Illustration markiert den Übergang vom Lukas- zum Markusevangelium. Fragment aus dem in Irland um 600 in enger Anlehnung an antike Vorbilder geschriebenen Codex Bezae Cantabrigiae, einer in der altlateinischen Fassung geschriebenen frühen Kopie der Evangelien. (Trinity College Dublin)

Wir beginnen dieses Kapitel, indem wir aufs Ganze gehen. «Das A und O» bezeichnet die Hauptsache, den Kernpunkt. Alpha ist der erste und Omega der letzte Buchstabe des griechischen Alphabetes. Die Redewendung geht zurück auf die Offenbarung (griechisch Apokalypse) des Johannes, dem letzten Buch des Neuen Testaments, wo es in Kapitel 1, Vers 8 heisst: «Ich bin das A und O, der Anfang und das Ende, spricht Gott der Herr».

Damit sind wir mitten im Wesentlichen des Christentums, einer Offenbarungsreligion. In der Person des Jesus Christus und der Evangelisten offenbart sich Gott dem ergriffenen Gläubigen. Dieser übernimmt Gottes Wort ohne eigene Prüfung der Inhalte. Im Neuen Testament werden die Weissagungen des Alten Testaments erfüllt. Dazwischen liegt mit Christi Geburt der christliche Wendepunkt in der Weltgeschichte, dementsprechend ist die heutige Zeitrechnung aufgebaut.

Das Christentum bildete nicht nur die wichtigste Klammer zwischen Frühmittelalter und Antike, es sollte auch zur Klammer des spätrömischen Reiches werden. Nachdem sich diese neue Religion in römischer Zeit schnell ausgebreitet hatte und seit dem 3. Jahrhundert das rings um das Mittelmeer ausgedehnte Imperium Romanum langsam auseinanderzufallen drohte, bekannte sich Kaiser Konstantin zum Christentum, das schliesslich im Jahre 380 zur Staatsreligion erhoben wurde. Die politisch-militärische Entwicklung war jedoch nicht mehr aufzuhalten, das Reich zerbrach endgültig, die erste Christianisierung jedoch wirkte nachhaltig weiter.

Der Evangelist Johannes, ein galiläischer Fischer, der unter Kaiser Trajan starb, hat seine Enthüllungen und Visionen kurz vor 100 v.Chr. niedergelegt, wobei er in tiefsinnigen Worten den Weltuntergang, die Überwindung Satans und die Vollendung voraussagt. Seine geheimnisvoll dunklen Sprachbilder haben zu verschiedenen künstlerischen Umsetzungen geführt, darunter seien vor allem die bekannten Darstellungen Albrecht Dürers erwähnt. Die apokalyptischen Reiter wurden zum Sinnbild von Pest, Krieg, Hunger und Tod, das Wort «apokalyptisch» steht bis heute für unheilvoll und auf das Weltende hinweisend; der ganzheitliche Aspekt der Vollendung ist hier im Gegensatz zum «A und O» kaum mehr spürbar.

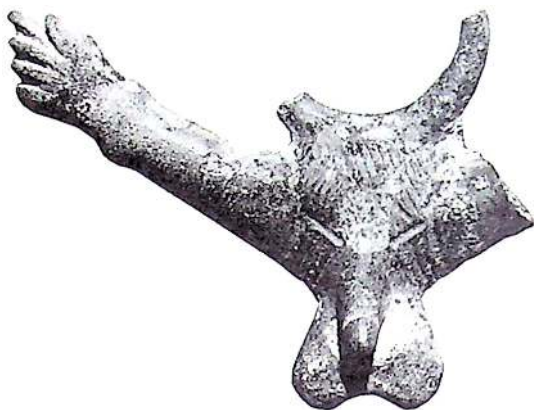


Die Alpen als Teil des Götterhimmels. Inschrift aus dem gallorömischen Tempelbezirk von Thun-Allmendingen mit Widmung an die «ALP·BVS», die Alpengötter. Der Altarstein wurde gestiftet (EX STIPE) von der REG(io) LIND(ensis), einer Regionalgemeinschaft aus der Thunerseegegend. Die Vorstellung der Alpen als Sitz von Göttern und als göttliche Berge erinnern an den bekannten Olymp der Griechen. (Bernisches Historisches Museum)

Vom Christentum, einer Trinitätsreligion, und dem monotheistischen Judentum kommen wir zur dritten wichtigen Religionsgruppe, dem Polytheismus. Über den Römern wölbte sich wie bei den Griechen ein reicher, fast unübersehbarer Götterhimmel. Dazu gehörte eine feste Struktur von Haupt-, Neben- und Halbgöttern. Vor diesem Hintergrund ist die Mehrzahl von «das wissen die Götter» zu erklären, die im Gegensatz zum jüngeren «weiss Gott!» steht. «Das wissen die Götter» hat seinen Ursprung in Homers Ilias XVII, 514: «Das liegt im Schosse der Götter».

Bei allen Religionen trifft man auf verschiedene Schichten, die ineinander verwoben auftreten. Dies trifft auch auf die römische Zeit zu. Neben dem griechisch geprägten Polytheismus finden wir hier den als Gott verehrten Kaiser, von aussen eingedrungene orientalische Religionen und Reste der alten einheimischen, keltischen Religion. Diese komplexe Situation spiegelt auch unsere Abbildung. Auf einem klassischen römischen Inschriftenstein stossen wir auf «(dis) alpinus», die Alpengötter. Der Altarstein stammt aus dem gallorömischen Altarbezirk bei Thun, der offensichtlich auf die nahen Alpengipfel ausgerichtet war. Dies ist ein bezeichnendes Beispiel für alte Kulte, die von den Römern akzeptiert werden mussten. Sie waren Meister in der Einbettung des Unabänderlichen; einheimischen Gottheiten wird im Rahmen der interpretatio romana entweder das lateinische deus für Gott oder dem einheimischen Namen ein römisches Aequivalent vorangestellt. So ist es bei dem auf dem Pass des Grossen Sankt Bernhard verehrten Poeninus geschehen, wo ähnliche Votivgaben wie in Thun gefunden wurden. Poeninus wurde in römischer Zeit mit dem Hauptgott Jupiter kombiniert. Dies zeigt die wichtige Stellung dieser Berg- und Passgottheiten.

Noch nicht entdeckt wurde die Gottheit des wichtigen Gott-hard-Massivs. Der Pass selber ist in römischer Zeit nachweislich begangen worden; hier kennen wir jedoch nur noch den christianisierten Namen. Wichtige keltische Votivfunde an der Nord- und Südrampe, darunter der bekannte Schatzfund von Erstfeld, lassen vermuten, dass hier ein wichtiger Göttersitz der Entdeckung harret. Dafür spricht die Tatsache, dass in dieser Region wichtige europäische Flüsse entspringen und in römischer Zeit das Gott-hardmassiv als höchster Berg Europas galt. Eine Art Olymp der Zentralalpen also?



Die Handgebärde der Feige. Die «heilige Gestalt» der Feige als Symbol der Fruchtbarkeit bekam im Verlauf der Jahrtausende eine mehrschichtige Bedeutung von der Fruchtbarkeit bis hin zum Dämonischen und Vulgären. Römischer Bronzeanhänger aus Augst in Form eines stilisierten Stierkopfes oben, mit männlichem Geschlecht unten und abgebrochenem Phallus rechts. (Römermuseum Augst)

Mit der Redensart «eine Feige machen» erreichen wir die sogenannte niederen Schichten der Religiosität, die zeitlosen Gebiete des Volks- und Aberglaubens. Die Religion durchdrang das tägliche Leben früherer Zeiten in allen Sparten und in einem Mass, wie wir dies heute kaum mehr nachvollziehen können. «Eine Feige machen» oder «einem die Feige weisen» hängt mit der Gebärde der geballten Faust zusammen, bei welcher der Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger gesteckt wird. Diese Handgebärde des «*far la fica*» ist wie das «Daumen drücken» bis in die römische Zeit nachweisbar und heute noch in südlichen Ländern weit verbreitet. Gebärden und Redensarten mit der Feige haben ein breites Bedeutungsspektrum von der Abwehr des Unheils, der Aufforderung zur geschlechtlichen Vereinigung bis zur Bedrohung, Verhöhnung und Verspottung.

Ursprünglich war die Feige die zeichenhafte Darstellung der zeugenden Vereinigung. Der Bildsinn ist abgeleitet von der doppelgeschlechtlichen Urfeige und von den paarig stehenden verschiedengeschlechtlichen Kulturfeigen. Bereits im Verlaufe des 3. und 2. Jahrtausends v. Chr. wird die göttlich-kultische Bedeutung in den Hintergrund gedrängt. Der ursprüngliche Sinn der Feige als «heilige Gestalt» ist zwar nicht ganz in Vergessenheit geraten, wurde aber stark deklassiert. Dies kann offenbar auch im grösseren Zusammenhang der Entwertung der Natur im christlichen Abendland geschehen werden. Die Bedeutung der Feige endet schliesslich im Dämonischen bis vordergründigen Vulgär-Obzönen. Mitten in dieser Entwicklung stehen die römischen Amulette mit der Feige. Sie tritt hier meistens in Kombination mit dem männlichen Geschlechtsorgan und dem Phallus auf. Es handelt sich in der Regel um Bronzeamulette, die an gut sichtbarer Stelle getragen werden konnten.

Amulette mit der Feige haben die römische Zeit überlebt. Sie wurden noch lange Zeit als Talisman besonders von verheirateten Frauen als Schutz gegen das Behextwerden getragen, bis hin zur reinen Schmuckform, den sogenannten «Nymphenburger Händchen» des 18. und 19. Jahrhunderts. – Die Gebärde der Verspottung ist heute teilweise auf die derbe «fuck yourself»-Geste mit gestrecktem Mittelfinger übergegangen, mit welcher zuweilen der schnellere Autofahrer dem langsameren noch ein Zeichen zu setzen bemüht ist.



X = 10 und V/U = 5. Die römische Ziffer V kann leicht zu einem X verfälscht werden. Römischer Silberdenar mit dem Wertzeichen X für 10 Asse auf der Vorderseite hinter dem Kopf der Roma. (Schweizerisches Landesmuseum)

Für eine bewusste Irreführung sagt man bis heute «ein X für ein U vormachen». Diese Redewendung wird auf das römische X für 10 und V für 5 zurückgeführt. U und V sind im Lateinischen identisch. Verlängert man die beiden Schenkel von V nach unten, so wird V zu X, also 5 zu 10. Unter «vom Hundertsten ins Tausendste kommen» haben wir gesehen, dass das römische Zahlensystem bis in die Zeit des Mittelalters und der Frühen Neuzeit gängig war, obwohl damit grössere Nachteile verbunden waren.

Damit ist das Thema Weiterleben der römischen Kultur angesprochen. Die Römer stehen als unsere Vorfahren im heutigen Geschichtsunterricht hoch im Kurs. Dies ist vor allem auf die intensive Auseinandersetzung mit der römischen Geschichte seit der Zeit der Humanisten zurückzuführen – nach wie vor gilt das humanistische Bildungsideal. Damit ist gesagt, dass längst nicht alle heute noch bekannten Errungenschaften der Römer nahtlos überlebt haben. So etwa das römische Recht, das erst durch spätere gelehrte Studien, nicht durch Kontinuität, grundlegend geworden ist. Dies ist auch nicht weiter verwunderlich, dauerte die römische Herrschaft doch nur etwa 400 Jahre, und die Zahl der nördlich der Alpen residierenden Römer im engeren Sinne darf nicht überschätzt werden; man denkt an höchstens zehn Prozent.

Der Grad der Romanisierung war in den verschiedenen Regionen nördlich der Alpen unterschiedlich, was an der Sprachentwicklung gut abgelesen werden kann. Im heutigen deutschsprachigen Raum wurde das Lateinische verdrängt, in der französischsprachigen Westschweiz hingegen nicht. Dort finden wir tatsächlich auch bedeutendere römische Reste, nämlich grössere Städte wie Aventicum (Avenches) oder grössere Landhäuser als in der Deutschschweiz. Bezeichnend ist auch, dass im Deutschen beispielsweise bei der Namengebung der Wochentage der germanische Einfluss stark ist, im Französischen sich aber mit dimanche für Sonntag der «Tag des Herrn» (Dominus) durchgesetzt hat und mercredi für Mittwoch aber auf den Gott Merkur zurückgeht. Bleibende Spuren hat Rom bei uns in den für die römische Kultur bezeichnenden innovativen Domänen wie etwa dem Steinbau zurückgelassen.

Die Jahrhunderte und Jahrtausende vor der christlichen Zeitrechnung bezeichnet man in unserem geographischen Raum auch als Ur- und Frühgeschichte, weil keine oder fast keine schriftlichen Zeugnisse vorliegen. Dieser lange Abschnitt geht bis zu den ersten Spuren des Menschen überhaupt zurück. Damit ist also eine sehr grosse Zeitspanne abgedeckt, nämlich über eine Million Jahre. Hier kann zwangsläufig nur der jüngste Abschnitt dieser langen Zeitspanne berücksichtigt werden. Die letzten Jahrhunderte liegen zeitgleich mit dem älteren Abschnitt der sogenannten Klassischen Antike, vor allem der Zeit der alten Griechen.

Bis vor ca. 100 Jahren war man bei der Erforschung der frühesten Geschichte fast ganz auf die schriftliche Überlieferung angewiesen. Dann kam die «Spatenforschung» dazu, die Archäologie, welche nicht nur Schichten der Völker und Kulturen freilegt, die durch Überlieferungen bereits bekannt waren, sondern auch reiche Zeugnisse neuer oder bisher kaum bekannter Kulturen. Hier fehlt nicht die Geschichte selbst, sondern nur deren schriftliche Überlieferung. In der Übergangszeit der Frühgeschichte, wo einerseits schon gewisse schriftliche Quellen und andererseits bereits einige Grabungsergebnisse vorliegen, kommt es je nach Gewichtung der einen oder anderen Quellengattung zu unterschiedlichen Bewertungen durch die Forschung.

Aus fast allen vergangenen Kulturen sind irgendwo Elemente bis heute erhalten geblieben. Dies hat gerade die jüngste Erforschung des Mannes im Eis gezeigt, von dem am Ende dieses Kapitels die Rede ist. Dieser «Ötzi» hat «den Bogen überspannt». Parallelen zu seinem aus

Stroh geflochtenen Cape finden sich bei den Schäfern Portugals und zu seinen Beinkleidern, eine Art «Leggings», in der Kultur der nordamerikanischen Indianer. Geschichte, auch die früheste, lebt also nicht nur in der Sprache, sondern auch in der jüngeren Geschichte weiter.



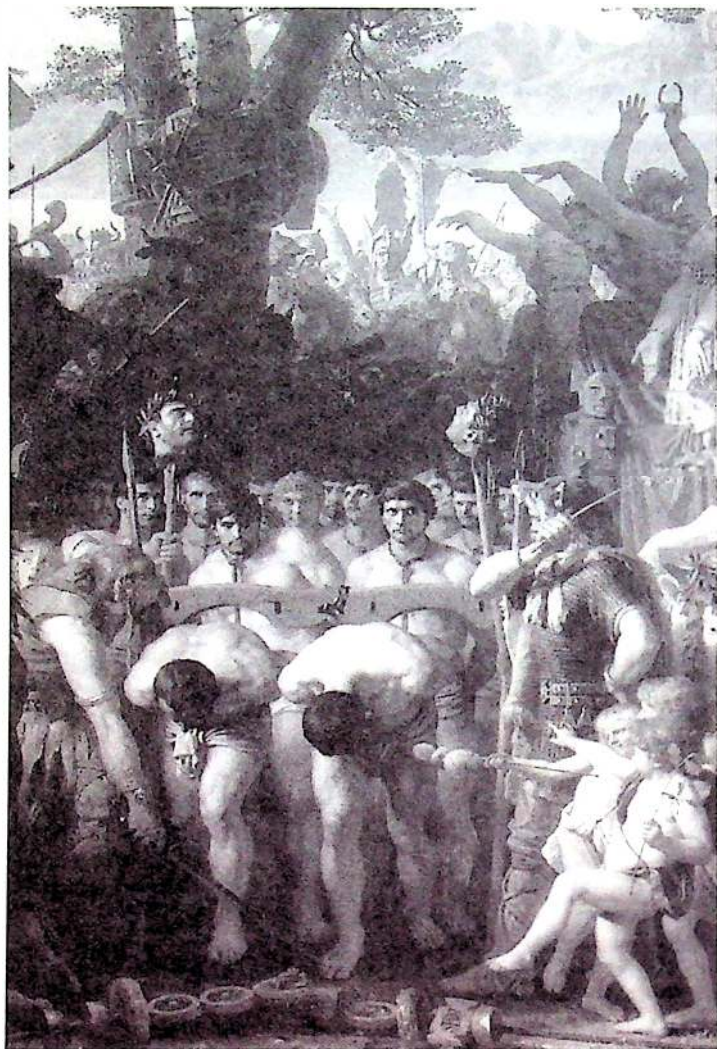
Keltische Gottheit mit übereinandergeschlagenen Beinen. Das Beinekreuzen war ursprünglich eine Richtgebärde und verkörperte demnach böhere Macht. Die Skulptur aus getriebenem Bronzeblech wird wegen der Hirschfüsse mit dem keltischen Hirschgott Cernunnos in Verbindung gebracht. Fund von Bouray (Seine-et-Oise) in Frankreich. (Musée des Antiquités Nationales in Saint-Germain-en-Laye)

Mit der selten gewordenen Redensart «die Beine übereinanderschlagen» sind wir wieder bei der Körpersprache. Die Sitzhaltung mit übereinandergeschlagenen Beinen gilt heute als lässige bis ungehörige Sitzhaltung. Röhrich weiss aber für frühere Zeiten Gegenteiliges zu berichten :

«Bildquellen erweisen, dass das Beinekreuzen ursprünglich eine Richtgebärde war, die die Befugnis zur Rechtsprechung öffentlich sichtbar werden liess.»

Die übereinandergeschlagenen Beine symbolisieren also eine höhere Macht. Dieselbe merkwürdige Stellung, die sogenannte Buddha-Haltung, nehmen unter den wenigen erhaltenen Skulpturen der keltischen Zeit auffallend viele männliche Gestalten ein, die wir anhand des Halsringes, des Symbols der Gottheiten oder mit göttlichen Kräften Ausgestatteten, als Überirdische identifizieren können. Besteht hier ein Zusammenhang? Beweisbar ist er nicht. An diesem Beispiel soll aber auch die Möglichkeit aufgezeigt werden, dass weitere innere Beziehungen zu anderen Redewendungen und Ausdrücken bestehen könnten, denen sehr altes Kulturgut innewohnt. Es sei an die Redewendung «mit dem linken Bein aufstehen» für einen schlecht begonnenen Tag erinnert. Von den Kelten wissen wir, dass die Rechtswendung positiv und die Linkswendung negativ bewertet wurde, so dass man diese in bestimmten Situationen tunlichst vermied.

Man kann hier den Faden noch weiter spinnen; ich belasse es bei einem Beispiel: Der Bart spielt in den Redewendungen («einem um den Bart gehen») eine wichtige Rolle als Zeichen der Manneswürde im Sinne eines *pars pro toto*. Der Schwur «bei meinem Barte» für «bei meiner Ehre» geht auf weit verbreitete und frühe Vorstellungen des Volksglaubens zurück, wie sie etwa auch in 1001 Nacht und «beim Barte des Propheten» zum Ausdruck kommen. In diesem Zusammenhang fühle ich mich an die Darstellungen von bärtigen Gestalten auf den keltischen Goldringen von Erstfeld aus der Zeit um 300 v. Chr. erinnert, die ihren langen Kinnbart fest umgreifen. Auch hier ist ein innerer Zusammenhang nicht oder noch nicht belegbar. Denn zum Wesen der Archäologie gehört – und hier ist es ganz offensichtlich – die begrenzte Aussagefähigkeit.



Die Römer unter dem Joch. Die besiegten Legionäre werden von Dixico und seinen helvetischen Kriegern im Jahre 107 v. Chr. unter dem Joch hindurchgezwungen. Historisierendes Ölgemälde von Charles Gleyre von 1858. (Musée Cantonal des Beaux-Arts, Lausanne)

Auch dieses Thema geht zurück auf die Übergangszeit von der sogenannten geschichtlichen Epoche zur ur- und frühgeschichtlichen Zeit. Hier wird also wieder aus schriftlichen und archäologischen Zeugnissen geschöpft. Das Joch stand verschiedenen Redensarten Pate. So etwa in «im Joche sein» für seiner gewohnten Tätigkeit nachgehen oder in «das Joch abschütteln». Das Joch gilt als Symbol des Zwanges. «Unter dem Joch hindurchschicken», versinnbildlicht den schmachvollen Vorgang der sichtbaren Unterwerfung. Das Joch war in früheren Zeiten direkt an der Deichsel befestigt. Daran zogen die Pferde oder Ochsen meist auf dem Widerrist die Wagen. Solche Holzjoche haben sich im alpinen Raum bis weit ins 20. Jahrhundert erhalten.

Aus antiken Quellen kennen wir die Sitte, die unterlegenen Gegner öffentlich zu demütigen. Die Besiegten wurden dabei unter einem Joch hindurchgeschickt, respektive in der Art des Spiessrutenlaufens peinigend hindurchgezwungen. Dies ist auch aus der Frühgeschichte der Helvetier, dem im schweizerischen Mittelland wohnenden Keltensamm, überliefert. Diese hatten im Rahmen verschiedener Feldzüge in Frankreich im Jahre 107 v. Chr. unter ihrem Führer Divico ein römisches Heer geschlagen. Der bekannte Künstler Charles Gleyre hat das nebenstehende Bild im Auftrag des Kantons Waadt im Jahre 1858 gemalt. Mit dieser martialischen Darstellung im Geiste der damaligen Zeit wurde ein heroisches Kapitel der frühen Geschichte der Schweiz im Stile des 19. Jahrhunderts umgesetzt.

Die Kelten kennen wir als ein von den Römern «unterjochtes» Volk. Tatsächlich aber waren verschiedene keltische Stämme vor der Zeit des 1. Jahrhunderts den südlichen Nachbarn lange Zeit überlegen. Nicht nur etruskische Städte, sondern auch römische wurden von keltischen Stämmen angegriffen und eingenommen. Im Jahre 390 v. Chr. standen Kelten unter ihrem Anführer Brennus vor Rom und begannen die Stadt einzunehmen. Auch das Kapitol wurde belagert. Schliesslich handelten die Kelten den Abzug gegen den Preis von 1000 Pfund in Gold aus. Nach Livius habe Brennus beim Wägevorgang, einen Betrug voraussehend, zusätzlich sein Schwert in die Waagschale geworfen und dabei das bis heute gebräuchliche «Wehe den Besiegten» (*vae victis*) ausgerufen! Auf diese Begebenheit wird auch die Redensart «sein Schwert in die Waagschale werfen» zurückgeführt.



Die VOLCAE gaben «den Welschen» den Namen. Der keltische Volksstamm der Volcae stammt ursprünglich aus dem südlichen Germanien. Später treffen wir Angehörige dieses Stammes in weit entfernten Regionen an, so auch in Südfrankreich. Silbermünzen des 1. Jahrhunderts v. Chr. (Aus: Henri de La Tour, *Atlas de monnaies gauloises*, 1892).

Kauder in «Kauderwelsch», ein Synonym für eine unverständliche Sprache, wird zurückgeführt auf «kaudern» für undeutlich sprechen oder für Zwischenhandel treiben. Auch die Erklärung «Churerwelsch», eine Umschreibung für Rätoromanisch, ist bekannt. Der Wortteil «-welsch» ist verwandt mit «den Welschen», wie die französischsprachigen Schweizer und ganz ähnlich die Waliser in England, die Wallonen in Belgien bezeichnet werden. «Welsch» steht dabei stellvertretend für die Fremden respektive die Andersartigen. Die ursprüngliche Bedeutung des Namens ist nach Kluge «Kelte», denn von den Germanen wurde der für sie wichtigste Keltenstamm der Volcae «Walhos» genannt, dann wurde diese Bezeichnung auf alle Kelten übertragen und schliesslich auch auf die Romanen Frankreichs und Italiens.

Diese Volcae sind uns aus der römischen Literatur wohlbekannt. Ihre Geschichte lässt sich allerdings nur schwer rekonstruieren, weil verschiedene Zweige dieses Stammes zu unterscheiden sind, diese weite Wanderungen unternahmen und sich schliesslich an verschiedenen Orten niederliessen. Sie galten jedenfalls in der Antike als aus dem südlichen Germanien stammend und haben nachweislich an den keltischen Wanderungen nach Kleinasien und Griechenland teilgenommen. Seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. treffen wir verschiedene Gruppen im südlichen Frankreich an. Hier geben sie Silbermünzen aus, welche mit einem Kreuz gekennzeichnet sind, in das gelegentlich die vier Buchstaben VOLC, für Volcae, eingeschrieben sind. Ähnliche Kreuzmünzen finden wir tatsächlich auch in Süddeutschland. So findet eine literarisch überlieferte Episode durch die archäologisch-numismatische Analyse eine schöne Bestätigung.

Die anderssprachigen Volcae sind also zum Synonym für die Fremden überhaupt geworden. Die Silbe Wal- finden wir auch als Bezeichnung für das Fremde, das Andersartige. Der Walensee lag bereits im rätoromanischen Sprachbereich. Die Baumnuss, die galische Nuss, wurde im Deutschen zur Walnuss.



Der Schub als Symbol der Fruchtbarkeit. Bronzeanhänger in Form von Mann und Frau sowie von Schubh aus dem Grab einer keltischen Frau um 450 v.Chr. Gefunden 1878 innerhalb einer grösseren Grabhügeln Nekropole in Unterlunkhofen, Kanton Aargau. (Schweizerisches Landesmuseum)

Ein verborgenes Übel, der Kern der Sorgen, wird gerne mit der Redewendung «wissen, wo einen der Schuh drückt» umschrieben. Diese Redewendung ist sehr alt und lässt sich auf verschiedenen Wegen bis in die römische Zeit zurückverfolgen, das heisst bis auf Plutarch. In seiner Geschichte dient der Schuh als Metapher für eine schöne, keusche Frau. Damit sind wir schon beim Kern der Bedeutung, wie sie auch in zahlreichen und weit verbreiteten Überlieferungen und Gebräuchen im Volksglauben belegt ist. So hat der Schuh etwa eine Bedeutung bei der Brautwerbung, die bis zum Schuhweintrinken geht. Der Brautschuh gilt als Symbol der Jungfräulichkeit. Die Redensart «Schuhe anmessen» zeugt auch vom erotischen Gehalt dieses Symbols. Mit dem Sprichwort «man muss nicht die Füsse in fremde Schuhe stecken» wird der Mann vor Ehebruch gewarnt. Denn der Fuss steht nach alter Symbolik für den Penis und der Schuh für die Vagina. Die moderne vergleichende Verhaltensforschung zählt den Schuh, zusammen etwa mit dem Handschuh, zu den sogenannten Fetisch-Gegenständen.

In keltischer Zeit sind die Vertreter der Oberschicht oft mit reichen Beigaben bestattet worden. Die Kelten glaubten, wie viele andere Völker dieser Zeit, an ein Weiterleben nach dem Tode. Reiche Amulettbeigaben finden wir beispielsweise in einem Frauengrab innerhalb der grossen Grabhügelnekropole von Unterlunkhofen im schweizerischen Kanton Aargau. Weil diese Grabstätte schon im Jahre 1878 ausgenommen wurde, fehlen leider genauere Angaben. Aber die Beigaben kamen ins Schweizerische Landesmuseum. Die typologische Analyse weist das Grab in die Zeit um 450 v.Chr., also in die Übergangszeit von der Hallstatt- zur Latènezeit. Neben Hals- und Armringen sowie Gewandhaften fanden sich hier verschiedene Amulette aus Bronze. Darunter fällt ein Figürchenpaar auf, das deutlich als Mann und Frau gekennzeichnet, ist sowie – eben – zwei Schuhanhänger. Solche Amulette sind aus dieser Zeit auch anderswo bekannt und unbestritten als Fruchtbarkeitssymbole zu deuten.

Damit kann ein eindeutiger Bogen von über 2000jährigen Funden zu einer heute noch gebräuchlichen Redensart geschlagen werden, welche die alte Bedeutung in einer sehr verallgemeinerten Form bewahrt hat.



Die Eule als Wappentier der Athener. Der in Athen und der Attika häufige Steinkauz wurde dort als weises Tier verehrt. Neben dem grossäugigen (nachtsichtigen) Vogel sind links oben ein Ölweig, ein Halbmond und rechts die ersten drei Buchstaben der Stadtgöttin Athene und der Stadt dargestellt. Tetradrachme der Zeit um 450 v. Chr. aus Athen. (Schweizerisches Landesmuseum)

Mit «Eulen nach Athen tragen» wird wie bei «Wasser in den Rhein tragen» eine überflüssige Tätigkeit beschrieben. Die heute noch geläufige Redensart geht auf die Komödie «Die Vögel» des Aristophanes zurück, welche in seiner Heimatstadt Athen spielt. Das antike Athen war der Vorort Attikas, einer Landschaft, in welcher Eulen und Käuze sehr häufig waren. Der Name der Stadt ist eng verbunden mit der Göttin Athene, deren Standbild im Parthenon auf der Akropolis verehrt wurde. Sie vereinigte in sich als Tochter des Göttervaters Zeus physische Kraft mit geistiger Energie, deshalb der Beiname Pallas als starkes und edles Mädchen. Sie war die Schutzgöttin der Helden und der Städte, aber auch der Wissenschaft und Künste. Die ewig jungfräuliche Athene wird in der Regel, wie ihr römisches Äquivalent, die Minerva, bewaffnet und behelmt abgebildet. Sie ist verbunden mit der bekannten Oliven- und Eulensymbolik, welche auf einen nachklingenden Baum- und Tierkult hinweisen dürfte.

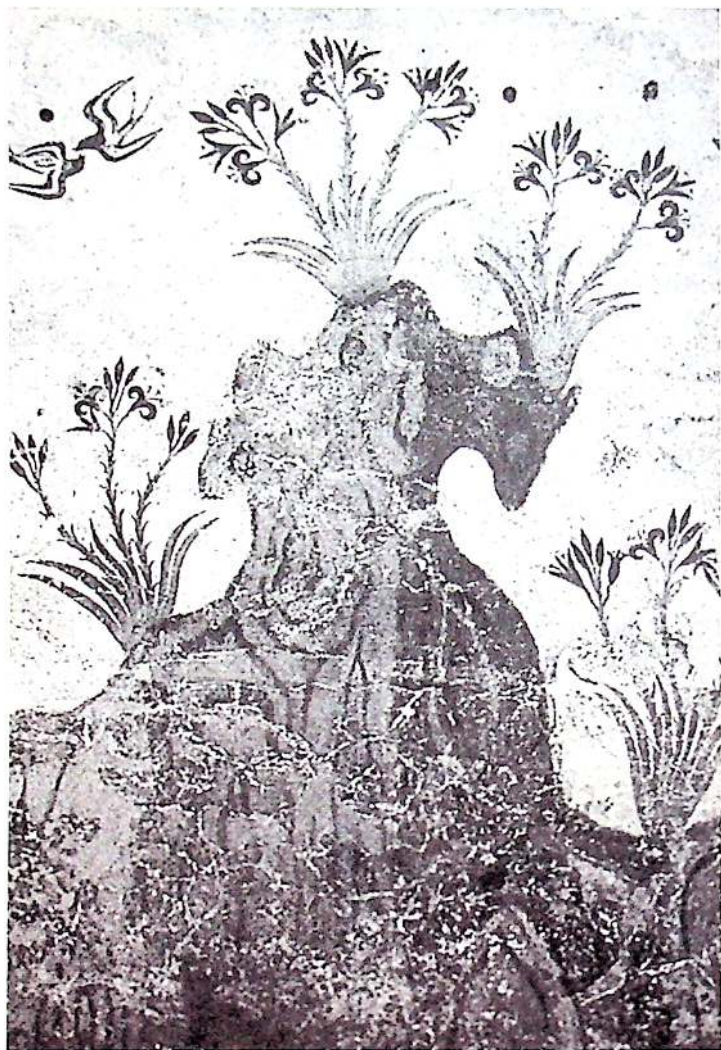
Der hier abgebildete Steinkauz war Attribut der Athena und wurde als geistiger Vogel verehrt. Er galt auch als Wetterprophet, fliegend als Glücksbote, sitzend als Unglücksbote. Noch heute gilt der Ruf des Käuzchens als Todeszeichen. Die ihm zugeschriebenen geistigen Fähigkeiten hängen wohl mit seiner Nachtsichtigkeit zusammen. Das Symbol der Nacht, der Halbmond, erscheint ebenfalls auf dieser Münze, einer Schöpfung des 6. Jahrhunderts. Das Münzbild zeugt vom grossen Können der griechischen Künstler. So folgen noch heute beispielsweise die meisten Geldstücke diesem Vorbild: Patronin oder Patron auf der Vorder- und Wappen auf der Rückseite. Dieses Volk, allen voran die Bewohner Athens, waren in vielen Domänen wegweisend. Dazu gehörte auch das Münzwesen, welches ein geordnetes politisches System voraussetzt. An ältere Zahlungsmittel erinnern noch die Münzbezeichnungen wie Drachme, womit eine Handvoll gemeint ist, nämlich Bratspiesse (oboloi). Sechs Obole ergeben eine Drachme. Die Doppeldrachme entsprach dem Stater. Solche Statere kamen, wohl durch keltische Söldner im Dienste griechischer Städte und Könige, auch in das schweizerische Mittelland und wurden hier seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. mitsamt den griechischen Symbolen wie dem Gott Apollo nachgeprägt. Die Münzbilder tragen seit alters her Symbole der Obrigkeit, denn nur diese durfte Münzen ausgeben.



Zweischneidiger Dolch aus Eisen mit teilweise erhaltenem Griff, dem «Heft». Von diesem Altfund ist nicht mehr bekannt, als dass er aus «einem westschweizerischen Gewässer» stammt. In vorchristlicher Zeit sind wertvolle Waffen, Werkzeuge und Schmuckstücke als Opfergaben in Flüsse, Seen und Moore versenkt worden. (Schweizerisches Landesmuseum)

Das Heft hält man in der Hand, wenn man eine Sache im Griff hat respektive Herrschaft ausübt. Dieses Heft hat mit dem gleichnamigen Schreibheft nichts zu tun, sondern so bezeichnet man die Handhabe des Schwertes oder des Dolches. Weil sich die Bedeutung dieses Wortes fast ganz verloren hat, verstehen wir den Ausdruck «im Griff haben» viel besser, aber auch hier wird der Zahn der Zeit am bewussten Inhalt nagen.

Das Schwert selber hat – neben seiner Bedeutung in Zusammenhang mit der Waagschale – auch einen tieferen symbolischen Sinn und steht stellvertretend für Krieg und Hass, aber auch für schneidende Schärfe. Die Kelten waren für ihre hervorragend geschärften und doch geschmeidigen Schwertblätter bekannt. Sie verschweissten verschiedene Stahlblätter miteinander, die weichen, biegsamen innen und die Schneiden aus gestähltem Eisen aussen. Die lange, zweischneidige Klinge war in keltischer Zeit sehr häufig. Dieselbe Form von Reiterschwert also, die wir in der Symbolsprache als «zweischneidiges Schwert» oder als «zweischneidige Sache» kennen. Das Schwert mit langer, zweischneidiger Klinge, das vielfach als Reiterschwert gedient haben dürfte, kennen wir bereits aus der Bronzezeit. Schwerter finden wir übrigens auffallend oft in sogenannten Weihefunden als Opfer für die Götter, was wiederum auf die besondere Stellung dieser Waffe hinweist.

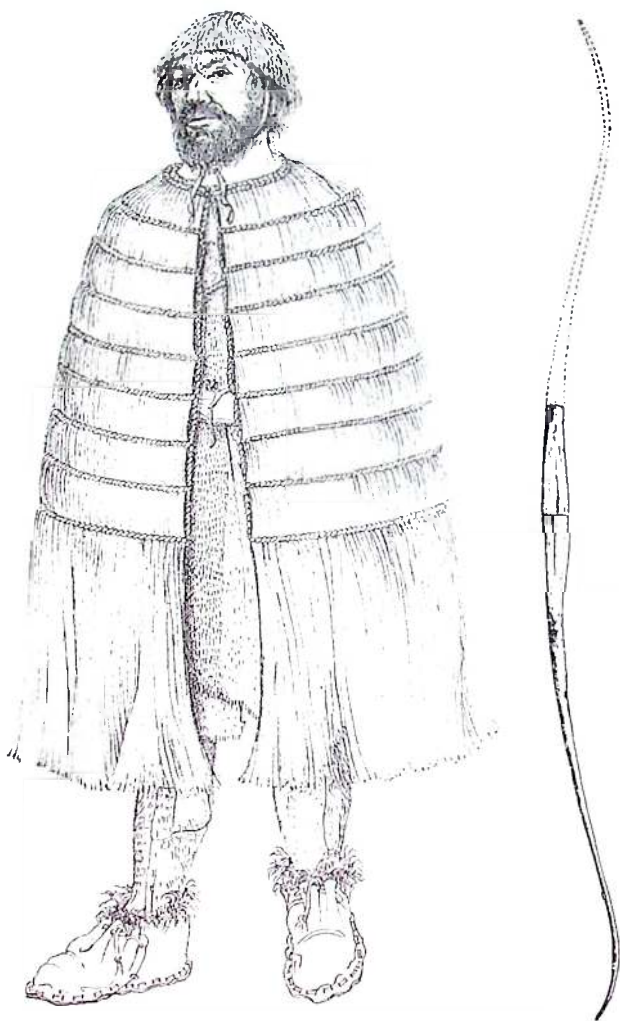


Ausschnitt aus der Wandmalerei «Der Frühling» in Akrotiri auf der Insel Thera aus dem 2. Jahrtausend v. Chr. In einer Felsenlandschaft blühen leuchtendrote Lilien, darüber tummeln sich Schwalben selig in der Luft. Diese Komposition dürfte mit einem frühen Frühlingskult in Verbindung stehen. (Nationalmuseum Athen)

Die Redensart «Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer» war bereits im Mittelalter bekannt und hat demnach nicht erst durch die gelehrten Humanisten Eingang in den deutschen Sprachraum gefunden. Sie geht auf die Fabel des Aesop vom verschwenderischen Jüngling zurück, der in kurzer Zeit sein Erbe verschwendet. Nachdem er im Frühling die erste Schwalbe gesehen hatte, verkaufte er sogleich seinen Mantel. Als die kalten Tage aber noch einmal zurückkehrten, erfror die Schwalbe, und der unter der Kälte leidende Jüngling fühlte sich von ihr betrogen.

Die Schwalbe als sprichwörtlicher Frühlingsbote dürfte weit älter sein als die Niederschrift dieser Fabel. Davon zeugt die hier abgebildete Malerei aus dem zweiten Jahrtausend v. Chr. Zur Frühlingsstimmung gehören neben blühenden Blumen die sich verspielt am Himmel tummelnden Schwalben. In der minoischen Kunst Kretas steht die Schwalbe in Verbindung mit der Grossen Mutter. Auch im deutschen Sprachraum wurde dem ersten Erscheinen der Schwalben im Frühjahr besondere Beachtung geschenkt. Es gehörte nämlich zur Pflicht der Turmwärter, die rückkehrenden Schwalben durch Blasen zu begrüßen und damit das frohe Ereignis kundzutun. Bis heute gilt die Schwalbe als Glücksbringer, die Bauern schätzen dementsprechend Schwalbennester in den Ställen nicht nur, weil die Muttertiere Jagd auf Ungeziefer machen.

Im Christentum verkörpert die Schwalbe neues Leben und damit auch die Auferstehung. Für die Antike sind verschiedene Frühlingskulte bekannt, die im grösseren Zusammenhang mit der Erneuerung des Lebens gesehen werden können. Der bekannteste ist der «heilige Frühling» (ver sacrum), der vor allem für das vorrömische Italien gut belegt ist. Dabei handelt es sich um den Auszug einer jungen Mannschaft, die sich eine Schirmgottheit auswählt und unter dessen Schutz sie sich – auf Leben und Tod geweiht – einen neuen Siedlungsraum sucht. Dieser Brauch ist auch als Massnahme in Notzeiten überliefert. Den ganzen Nachwuchs eines Frühjahres, Früchte und Vieh, opferte man einer Gottheit, und die jungen Menschen wurden zu einem göttlichen Auszug vorbestimmt. Dieses heute unverständliche Phänomen ist vor dem Hintergrund einer viel grösseren Mobilität der früheren Menschen zu verstehen.



Rekonstruktionszeichnung des bei einer Alpenüberquerung umgekommenen «Otzi». Dieser «Mann im Eis» ist 1991 in den Otztaler Alpen im österreichisch-italienischen Grenzgebiet entdeckt worden. Daneben Bogen aus Eibenholz vom Ledrosee, Provinz Trento. Funde aus der Übergangsperiode von der Stein- zur Bronzezeit. (Römisch-Germanisches Zentralmuseum, Mainz.)

Der überspannte Bogen verdeutlicht eine übertriebene Sache. Damit ist der Pfeilbogen gemeint, eine der ältesten Waffen der Menschheit. Selten sind die Bogen selber, sondern vielmehr Reste der Pfeile nachweisbar, vor allem Pfeilspitzen. Diese wurden in der Steinzeit aus hartem Feuer- oder Silexstein herausgeschlagen und mit Birkenteer am hölzernen Pfeilschaft festgeklebt. Solche Pfeilspitzen finden sich in jeder neolithischen Siedlung. Pfeil und Bogen wurden sicher nicht nur häufig als Waffe, sondern auch als Jagdgerät eingesetzt. Davon zeugen auch vereinzelte Funde von Pfeilspitzen, die sich in Tierknochen festgebohrt gefunden haben. Schiessversuche mit nachgebauten Bögen dieser Zeit zeigen, dass damit auf eine Distanz von 90 Metern noch mit hoher Treffsicherheit geschossen werden kann.

Ein Pfeilbogen aus Eibenholz ist auch bei der bekannten Gletscherleiche in den Ötztaler Alpen im italienisch-österreichischen Grenzgebiet aus der Uebergangszeit von der Stein- zur Bronzezeit gefunden worden. Dieser 1991 entdeckte «Ötzi», wie er mittlerweile salopp genannt wird, war als 35jähriger Mann Mitte September irgendwann um 3200 v. Chr. auf über 3000 Metern an Erschöpfung, wohl während eines langen Unwetters, ums Leben gekommen. Die meisten Pfeile in seinem Köcher und auch der 1.83m lange Bogen selbst waren merkwürdigerweise unfertig! Offenbar hatte dieser Mann, von dem man nicht weiss, ob er ein Metallsucher, Jäger, Schamane oder Hirte war, nach einem persönlichen Desaster im eigentlichen Sinn den Bogen überspannt. Er hatte sicher vor, den Bogen und die Pfeile selber fertigzustellen, denn die dafür notwendigen Werkzeuge und Materialien, wie eine Schnur aus Baumbast und Tiersehnen, führte er mit sich. Offenbar hatte aber die begonnene Alpenüberquerung und das Wetter seinen Kräften Grenzen gesetzt – mit tödlichem Ausgang. Was genau dahinter steht, wissen wir nicht. Wir müssen uns hier mit der Feststellung begnügen, dass zumindest im übertragenen Sinne dieser «Ötzi» den Bogen seines Schicksals überspannt hat.

Die Quintessenz ist die fünfte Essenz, die fünfte nach Feuer, Wasser, Erde und Luft. Der Aetherstoff nämlich ist nicht das fünfte Rad am Wagen, sondern das feinste und wichtigste Element der aristotelischen Stoffe. Im Folgenden sei nun versucht, die wichtigste Essenz der sprichwörtlichen Redensart aufzuspüren; der Titel «Quintessenz» – ein zunächst unsichtbarer Stoff – scheint mir für dieses Kapitel, das uns bis in die Zeit der Menschwerdung zurückführen wird, angemessen.

Die illustrierte Auswahl von Redensarten gleicht einem grossen Blumenstrauss, der aus einer noch reicheren, lebendigen Flora gepflückt werden kann. Auch Bilder aus der Natur und das Lautmalerische fehlen nicht, denken wir nur an Ausdrücke wie «Zittern wie Espenlaub», «Gänsehaut bekommen» oder «haarsträubend». Wir stossen auf verschiedenste Lebensbereiche. Dazu gehören die Seemannssprache, Rechtsbegriffe, das Handwerk, das Volksleben und – neben vielen anderen – vor allem auch die Welt der Jagd und des Krieges. Auffallend ist dabei, dass in den Redensarten relativ wenig Bilder aus der omnipräsenten Oberfläche des modernen Alltages vorkommen. Relativ häufig dagegen ist die Resonanz aus stark ritualisierten Lebensbereichen vergangener Zeiten, auch wenn uns die angesprochenen Situationen, Sachverhalte und Objekte kaum oder gar nicht mehr vertraut sind. Ich erinnere etwa an die «Lappen» aus dem Bereich der Jagd oder aus dem Rechtswesen das «für vogelfrei erklären».

Solche Feststellungen führen zur Frage, wie Redensarten im Verlauf der Geschichte überhaupt zustande kommen, wie und warum sie Jahrhunderte überleben können? Eine genaue Bestimmung der zugrundeliegen-

den Prozesse ist nicht möglich, da systematische Analysen fehlen. Somit bleiben wir auf Einzelbeobachtungen angewiesen, die nur beschränkt verallgemeinert werden können. Immerhin scheint der deutlich fassbare und anhaltende Erfolg der Rezeption der Adagia des Erasmus von Rotterdam zu belegen, dass das gedruckte Buch als wichtiges Medium der Verbreitung in der Frühen Neuzeit zu gelten hat. Offenbar wurden einige neue Redensarten zunächst vom Kreis der des Lesens mächtigen Oberschicht aufgenommen und dann mündlich weitergetragen. Bald nach der Zeit des Erasmus finden Redensarten in vielen deutschsprachigen Werken Eingang. Häufig stösst man auch auf Zitate, die auf Luther zurückgehen sowie auf das «Narrenschiff» von Sebastian Brant oder – später – auf Goethes Faust. Das Buch ist sicher seit Beginn ein wichtiges Übertragungsmittel für die Verbreitung von altbekannten Redensarten und bei der Herausbildung von neuen Redensarten, wenn deren Inhalt «ins Schwarze trifft» und griffig formuliert ist.

Es gibt weiterhin zahlreiche sprichwörtliche Redensarten, die trotz mühsamer und langandauernder Suche nicht befriedigend auf einen bestimmten Realursprung zurückgeführt werden können und für die mehrere Erklärungen gleichwertig nebeneinander stehen, wie man den wissenschaftlich abgestützten Lexika, vor allem demjenigen von Lutz Röhrich, entnehmen kann. Dazu gehören Ausdrücke wie «unter aller Kanone», «aus dem Effeß» oder «ins Bockshorn jagen». Hier sind wir mit der interessanten Tatsache konfrontiert, dass Redensarten ohne einen einsehbaren Kausalzusammenhang lebendig bleiben können. Zuweilen zeigt erst die breit angelegte Suche den eigentlichen Hintergrund. Dies ist etwa bei der rätselhaften Redewendung «das geht über die Hutschnur» (für das geht zu weit) der Fall, wo eine noch nicht sehr lange

bekannte Urkunde von 1356 eindeutig zeigt, dass die «Hutschnur» im Mittelalter auch als Dicke-Mass für fließendes Wasser verwendet wurde (Röhrich 1973, 461f.).

Es ist erstaunlich, dass sich Redensarten ohne erkennbaren Sinnzusammenhang über Jahrhunderte im täglichen Gebrauch erhalten. Noch erstaunlicher erscheint die Tatsache, dass Redensarten mit einer völlig neuen Bedeutung weiterleben können, wie wir es anfangs bei den «Fisimatenten» gesehen haben. Hier liegt ein Fall von sogenannter Volksetymologie vor, ähnlich wie dies etwa bei Ortsnamen beobachtet werden kann (aus der bekannten Endung -ach, von römischerzeitlich -acum, wird zum Beispiel die Endung -nacht, wie etwa bei Küsnacht). Bemerkenswert ist auch, dass bei gewissen Redewendungen in verschiedenen Gegenden der Sinn umgekehrt verstanden werden kann. Das Paradebeispiel ist hier «einen Stein in den Garten werfen», eine Redewendung, die im Sinne von «helfen» wie «behindern» verwendet wird.

Allgemein bekannt ist ein sprachlicher Prozess, der zu einer Schwundstufe führt. Gewisse Redensarten und Sprichwörter sind in diesem Sinne als Kurzformel einer älteren Anekdote erklärt worden. Dies ist etwa beim oben im Kapitel Renaissance angeführten «Ei des Kolumbus» nachzuweisen. In diesem Fall besteht eine Verbindung zum Kolumbus-Kult des 19. Jahrhunderts. Hier ist also die Redensart eine Form von Relikt. Kulturelle Relikte sind allgemein in Rückzugsgebieten feststellbar. Dies ist besonders im Alpenland Schweiz immer wieder nachweisbar. Ich erinnere an den sehr späten Beleg für das Dach-abdecken im Kapitel Frühmittelalter. Nach Röhrich geht auch die schweizerische Redensart «Er weiss, wie me d'Geiss schere muess» auf sehr alte Wurzeln, nämlich bis auf Horaz, zurück.

Durch Redensarten weitverbreitete Inhalte sind gegen Fehler nicht gefeit und nicht einfach wahr. Dies lehrt die im Kapitel Frühmittelalter angeführte Redensart zu den Vandalen. Bezeichnenderweise handelt es sich hier um eine sehr späte Wiederaufnahme eines älteren Begriffes. Dieses Beispiel zeigt auch, dass die Verfolgung des Stammbaumes einer Redensart oft von entscheidender Bedeutung für ihre inhaltliche Aussagekraft sein kann.

Damit befinden wir uns mitten in der den Redensarten eigenen Geschichte und der ihnen verwandten Ausdrücke. Hier ist zu wiederholen, dass die Sprache als wichtigstes Kommunikationsmedium des Menschen, selbstverständlich wie dieser selbst, der geschichtlichen Dynamik unterworfen, also lebendig ist, und zwar auf verschiedenen Ebenen. Frühere Versuche, die Sprache als rein empirisch überprüfbares Medium zu sehen und zu gebrauchen, wie dies noch Rudolf Carnap vorgeschlagen hat, einer der Gründer des logischen Positivismus, lassen sich als Fehlschlag klassifizieren.

Spätestens seit Ludwig Wittgenstein wissen wir, dass Tieferes bis hin zur Metaphysik in der Sprache verborgen ist. Die Gretchenfrage lautet hier nicht, ob Geschichte in der Sprache enthalten ist, sondern: Warum trägt die Sprache so viel Geschichte in sich? Diese Frage ist allein von der Sprache her nicht zu beantworten und muss deshalb in einem grösseren Zusammenhang über das Verhältnis von Mensch und Geschichte angegangen werden.

Gehen wir von der Voraussetzung aus, dass das Lebewesen Mensch aus Körper, Seele und Geist besteht. Leben bedeutet Wandel und Entwicklung im Laufe der Zeit. Dieser ist permanent in der vom Menschen erschaffenen Sprache präsent. Vergangenheit ist dabei mehr als Ballast, sie ist auch die Voraussetzung für die Zukunft. Wie hat es Goethes Faust formuliert ?

«Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.
Was man nicht nützt, ist eine schwere Last,
Nur was der Augenblick erschafft, das kann er nützen.»

Ein Quervergleich: Die Mathematik wird oft als Musterbeispiel einer rationalen Wissenschaft verstanden, die allein auf logischem Denken beruht. Gerade bei bekannten Mathematikern, welche auf ihrem Gebiet viel Neues geleistet haben, stellen wir mit Ueberraschung fest, dass sie sich intensiv mit Geschichte auseinandersetzen, oft ein umfangreiches historisches Wissen besitzen und damit auch umzugehen wissen. Mir fallen in diesem Zusammenhang vor allem Benoît B. Mandelbrot in New York und Bartel van der Waerden in Zürich ein. Der Letztere hat grundlegende historische Arbeiten, darunter über die Pythagoräer, verfasst. Offenbar besteht ein Zusammenhang zwischen Wissen über die Vergangenheit und Arbeit an der Zukunft, der Innovation.

Solche innere Verbindungslinien und Querbezüge sind Tatsachen, auch wenn wir diese nicht nachvollziehen oder nicht genau nachzeichnen können. Dies schmerzt besonders in der heutigen Zeit, wo das Nachvollziehbare als Hauptkriterium für Wirklichkeit und Wahrheit gilt. Vielleicht scheitern wir aber gerade an dieser Tatsache. Vermutlich setzen lineare Denkvoraussetzungen, wie sie beispielsweise in unserer Vorstellung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zum Ausdruck kommen, unserer Erkenntnisfähigkeit Grenzen.

Der Vergangenheit ist nicht so leicht beizukommen. Daran erinnert auch Walter Benjamin in seiner Arbeit «Über den Begriff der Geschichte»:
«Streift denn nicht uns selber ein Hauch der Luft, die um die Früheren gewesen ist? ist nicht in Stimmen, denen

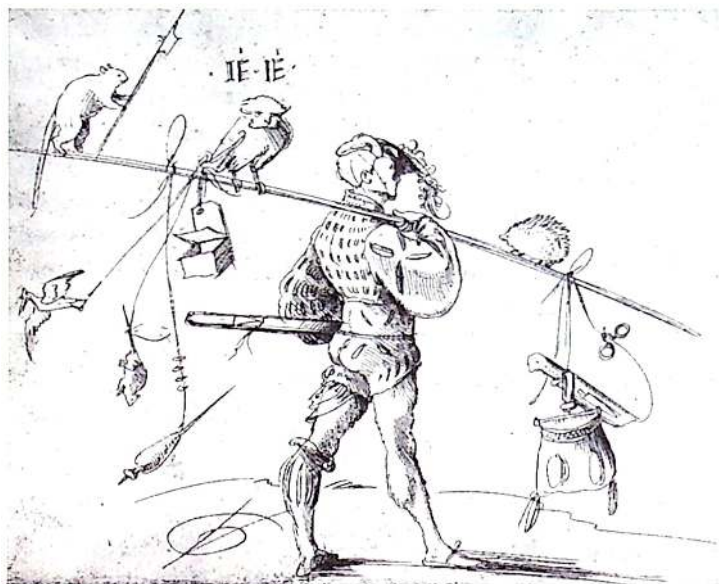


Bild- und Sprachsymbole sind verwandt. In dieser Federzeichnung drückt der Künstler Urs Graf um 1514 die Laster des deutschen Landsknechtes mit symbolhaften Bildern aus. Die Brille ist das Attribut des Narren, aber auch der Geilheit. Der Igel steht für Trunkenheit und ebenso für sexuelle Gier. Die IE IE schreiende Eule verkündet Unheil, das leere Salzfass unter ihr ist als Metapher der verlorenen Männlichkeit zu verstehen. (Zum Schutz gegen Impotenz trugen die Männer dazumal Salz in der Tasche). Die Maus steht für das weibliche Geschlecht. Vogel und Maus bedeuten, dass der Krieger den Frauen verfallen ist. Die gleiche Aussage vermittelt die Spindel, die Kunkel, mit welcher der Faden gesponnen wird. «Einen an der Kunkel haben» hiess im 16. Jahrhundert eine Liebschaft pflegen. (Kupferstichkabinett Basel)

wir unser Ohr schenken, ein Echo von nun Verstummen?»

Viele Redensarten bringen gewisse Lebensweisheiten, allgemeine Einsichten, «Menschliches und Allzumenschliches» auf einen kurzen und prägnanten Nenner. Ihre vielsagende Eindeutigkeit ist das Besondere. Sie sind damit zur Umschreibung in heiklen Situationen geeignet; «durch die Blume» der Redensarten lässt sich manches deutlich und doch nicht verletzend sagen. Sie erweisen sich bei näherer Untersuchung als eine Art Sprachbilder. Solche finden wir überall und in allen Sprachen. Dazu gehören alte Wörter wie «begreifen» ebenso wie moderne Neuschöpfungen in den Computersprachen. Seit langem ist bekannt, dass bildhafte Ausdrücke die Kommunikation erleichtern, da sie unmittelbar einleuchtend sind. Das ist nicht weiter verwunderlich, denn das Bild ist der Sprache oft voraus. So sind dem Kind Bilder sofort vertraut, sie «bilden» seine erste Sprache. Es kann heikle Situationen meist differenzierter mit dem Malstift als in Worten ausdrücken. Dies macht sich die Kinderpsychologie bei der Analyse der Familiensituation aufgrund von Zeichnungen zunutze.

Die Bedeutung der Redewendungen hängt also mit ihrer Bildwirkung zusammen. Was ist das Gemeinsame an diesen Bildern? Die Sprache schafft hier Erkennungszeichen und Sinnbilder, also das, was man auch als Symbol bezeichnet.

Redensarten sind eine Art sprachliche Symbole. Das Wesen des Symbols ist, dass eine Gruppe von Menschen darin einen bestimmten Sinn, eine tiefere Wahrheit sieht. Die Wirkung des Symbols ist nicht in sich abgeschlossen, sondern vom Betrachter und seiner «Lesart» oder besonderem, geheimem Wissen abhängig. Das christliche Kreuz beispielsweise eröffnet dem gläubigen Christen

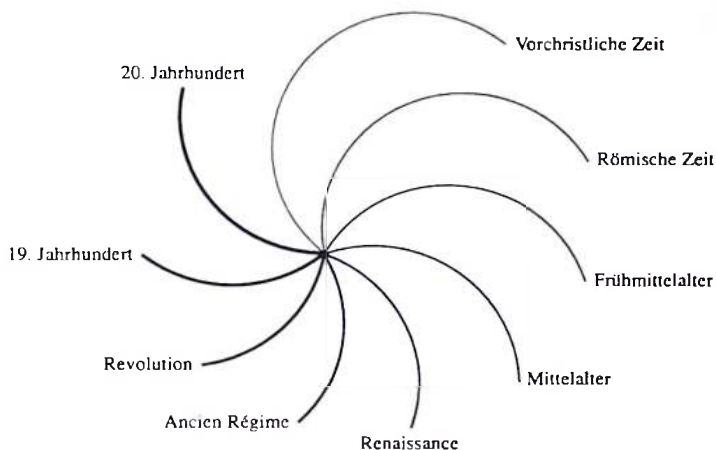
ganze Welten, wobei die Ausstrahlung auch davon abhängig ist, wie dieses Symbol getragen oder in welchem Zusammenhang es ausgedrückt wird. Symbole sind auch zeitabhängig, sie werden von jeder Geschichtsperiode auf ihre Art verstanden und müssen immer wieder neu mit Bedeutung gefüllt werden. «Symbolon» bedeutet von der etymologischen Wurzel her das Zusammengefügte, nämlich von Wahrnehmbarem und Nichtwahrnehmbarem.

Die chronologisch geordnete Vorlage einer Auswahl von Redensarten, Sprichwörtern und bildhaften Einzelausdrücken zeigt, dass verschiedene historische Perioden direkt oder indirekt einen Beitrag zu diesem Teil des heute noch gültigen, bildlichen Sprachschatzes geliefert haben.

Die wichtige Frage in bezug auf den Ursprung bleibt bestehen: Sind wir überall bis auf den Boden, auf den ganzen Inhalt und bis in den Kern vorgestossen? Und: Ist mit einem konventionellen Ansatz den Ursprüngen der Redensarten vernünftig beizukommen? Ich denke nein. Bei zahlreichen sprachlichen Ausdrücken wird wie bei den Symbolen ein Gehalt spürbar, der noch tiefer gründet und nicht in die bisherigen Ebenen eingeordnet werden kann.

Ich rekapituliere: Es gibt eine erste grosse Gruppe von Redensarten und Sprichwörtern mit klar erkennbarem Sinnzusammenhang. Daneben steht eine zweite Gruppe, bei der eine Resonanz von tieferen Schichten zu spüren ist. Dazu kommt jetzt eine dritte Gruppe, die nicht auf einen klar wahrnehmbaren Ursprung zurückgeführt werden kann und die noch zu wenig zur Sprache gekommen ist. Ich meine damit Redensarten wie die folgenden:

«Die Würmer aus der Nase ziehen»,
«Mir sind die Augen aufgegangen»,
«Auf den Buckel steigen»,



Die Ursprünge der sprichwörtlichen Redensarten spiegeln verschiedene zeitliche Schichten. Der Sprachschatz ist wie der Mensch selbst und seine Kultur dem Lauf der Geschichte unterworfen. In welche Tiefe führt uns der rote Faden in der Geschichte der Redensarten? (Zeichnung Thierry Furger)

«Er ist auf den Hund gekommen»,
«Über den Schatten springen»,
«Zu sich selbst finden»
usw.

Wir kommen hier, man spürt es, in andere Sphären. Gemeint sind die Tiefen, welche jeder Mensch in sich trägt und mit welchen sich die Künstler aller Zeiten auseinandergesetzt haben. Denken wir etwa an die Zeit des Sturm und Drang und der Romantik mit dem Bild «Nachtmahr» aus den Jahren 1790/91 von Füssli oder der Radierung «Der Traum der Vernunft gebiert Ungeheuer» von Goya aus der gleichen Zeit. Über den letzteren schreibt W. Hofmann 1974, dass die Welt, die ihm die Vernunft zurechtgezimmert habe, aus der Fassung geraten sei. Dementsprechend wird der Mensch zusammen mit einer Flut von Dämonen dargestellt.

Dieser Welt versucht man sich erst seit relativ kurzer Zeit empirisch anzunähern. Die Auseinandersetzung mit solchen inneren Bildern findet vor allem in der Wissenschaftsdisziplin der jüngeren Psychologie statt. Auf diesem Gebiet hat sich – auch unter Berücksichtigung der allgemeinen Kulturgeschichte – besonders der Schweizer Forscher C.G. Jung hervorgetan. Sein «kollektives Unbewusstes» bringt er, vereinfacht gesagt, mit einer frühen menschlichen Entwicklungsstufe in Verbindung, der Epoche der «völligen Unbewusstheit», wo «nur Ereignisse, aber keine handelnden Personen» existieren. Nach seinen Forschungen ist in jedem Menschen der archaische Zustand zumindest latent noch vorhanden, auch nach Erlangung einer späteren Entwicklungsstufe mit einem ausgeprägt individuellen Ich-Bewusstsein. Denn nach der Auffassung von C.G. Jung beinhaltet die menschliche Seele gewisse prähistorische Stufen, so wie

der physische menschliche Embryo teilweise die Entwicklung der Wirbeltiere wiederholt. Wörtlich schreibt Jung zum Spannungsverhältnis zwischen Bewusstsein und tieferem Unbewussten des modernen Menschen (1933, 159-162):

«Das einzelne Bewusstsein ist vom bedrohlichen Meer des Unbewussten umgeben. Es ist nur scheinbar sicher und verlässlich, in Wirklichkeit aber ist es eine zerbrechliche, auf schwankenden Grundlagen ruhende Sache. Es braucht unter Umständen bloss einen starken Affekt, um die Gleichgewichtslage des Bewusstseins aufs empfindlichste zu stören. Die Sprache deutet es an: Man <gerät ausser sich> vor Wut, er <vergass sich völlig>, man <kannte ihn nicht mehr>, er ist <wie vom Teufel geritten>, man möchte <aus der Haut fahren>, es gibt Dinge, die einen <verrückt machen>, man <weiss nicht mehr, was man tut> usw.».

Dabei gilt das hier Gesagte nicht nur für einzelne Menschen, sondern diese Erkenntnisse dehnt C.G. Jung ausdrücklich als Kollektivphänomen auf grössere Gemeinschaften und auf ganze Geschichtsabschnitte aus. Damit sind wir an einem Beispiel in eine neue Welt vorgestossen, die auch in der Sprache deutliche Spuren zurückgelassen hat; C.G. Jung und seine Schüler griffen und greifen selbst wiederholt auf Redensarten und andere Sprachbilder zurück. «Der Schatten» spielt in der Psychologie Jungs eine wichtige Rolle als der schwieriger zu akzeptierende Teil der Persönlichkeit. In Redensarten wie «Steig mir den Buckel rauf» oder «Rutsch mir den Buckel runter» tauchen die in der Psychologie bestens bekannten, auf den Träumenden lastenden Dämonen auf. Die Redensart «Ihm sind die Augen aufgegangen» er-

wähnt besonders M.-L. von Franz, die 1985 ausführlich über «das innere Auge» geschrieben hat, welches im Traum die Wahrheit sieht. Sie sieht hier einen tieferen Zusammenhang, der in zahlreichen Kulturräumen weiterverfolgt werden kann, nämlich das Auge als Spiegelung unserer Einsicht in uns selbst. Der Anthropologe H.F. Etter führte 1994 die Bedeutung des sprichwörtlichen Satzes «Es geht mir ein Licht auf» bis in die Zeit der Menschwerdung zurück. Er stellt eine Beziehung zum vor Millionen Jahren erwachten Bewusstsein und der damit verbundenen Sprachentstehung des Menschen her.

Mit «Im Anfang war das Wort» beginnt das Johannes-evangelium. Dort heisst es weiter: «Im Wort war Leben, und das Leben war das Licht für die Menschen.» Vor dem Hintergrund, dass «das Licht» symbolisch für das Bewusstsein steht, wird die noch heute gültige Bedeutung vom Lichtaufgehen für das unvermittelt eintretende Verstehen erklärt.

Mit dem zuletzt behandelten Stoff hoffe ich unter anderem gezeigt zu haben, dass der «rote Faden» nicht nur eine Erfindung der königlich englischen Marine ist, sondern dass hier ein archetypisches Bild aufgenommen wurde, das vorher schon bestand und nachher noch weiterbesteht. Wenn man «den Faden verloren hat», kann man «den Faden wieder aufnehmen». Entscheidend ist stets, dass man «alle Fäden in der Hand hat».

In der Quintessenz habe ich anhand von ausgewählten Redensarten und verwandten Ausdrücken versucht, einen Streifzug durch weite Bewusstseinsräume und eine Exkursion in die Tiefe der Geschichte vorzunehmen. Daraus ist zwangsläufig auch eine Reise in das Innere des Menschen geworden, weil die Schichten der Geschichte mit den Schichten im Menschen verwandt sind, beziehungsweise das eine vom anderen in seiner Entwicklung

nicht zu trennen ist. Ausgangspunkt und Quelle waren dabei die von uns selbst benutzte Sprache, die sich bei differenzierter Betrachtung als aktiver und dynamischer, handelnder Erinnerungsspeicher erweist. In ihr ist die Spannung zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in ihrer ganzen Lebendigkeit und auch Sprengkraft in jedem Menschen enthalten.

In diesem Sinne setzen wir mit den Worten Fausts über die Geschichte zum letzten Bogen an:

«Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln.
Was ihr den Geist der Zeiten heisst,
Das ist im Grund der Herren eigener Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.»

Büchmann 1964

G. Büchmann, Geflügelte Worte.
Neu bearbeitet und herausgegeben
von H.M. Elster (2. Auflage 1964)

Duden 1976

Duden. Das grosse Wörterbuch der
deutschen Sprache in 6 Bänden
(1976)

Duden, Band 11

Duden, Redewendungen und sprich-
wörtliche Redensarten. Wörterbuch
der deutschen Idiomatik (1992)

Etter 1994

H.F. Etter, Mensch – du Affe! In:
Jungiana, Beiträge zur Psychologie
von C.G. Jung, Reihe A, Band 5,
1994, 47ff.

Von Franz 1985

M.-L. von Franz, Träume (1985)

Furger 1984

A. Furger, Die Helvetier –
Kulturgeschichte eines Keltenvolkes
(1984)

Hofmann 1974

W. Hofmann, Das irdische Paradies
(1974)

Im Hof et. al. 1986

U. Im Hof et.al., Geschichte der
Schweiz und der Schweizer (Basel
1986)

Jung 1933

C.G. Jung, Die Bedeutung der
Psychologie für die Gegenwart.
Gesamtausgabe, Band 10 (1974)
157-180

Kluge 1975

F. Kluge, Etymologisches
Wörterbuch der deutschen Sprache
(1975)

Krüger-Lorenzen 1991

K. Krüger-Lorenzen, Deutsche
Redensarten und was dahintersteckt
(7. Auflage 1991)

Küpper 1971

H. Küpper, dtv-Wörterbuch der
deutschen Alltagssprache (1971)

Röhrich 1973

L. Röhrich, Lexikon der sprichwört-
lichen Redensarten (1973)

Zoozmann 1991

R. Zoozmann, rororo Zitatenschatz
der Weltliteratur, begründet von
Richard Zoozmann, überarbeitet von
Dr. Otto A. Kiehmeyer (1991)

Literatur zu einzelnen Redensarten und Abbildungen

Seite 18/19

R. Jungk, Die Zukunft hat schon be-
gonnen. Amerikas Allmacht und
Ohnmacht (1952).

Seite 20/21

Küpper 1971, 303f. Röhrich 1973,
807. Ranke et al., Kultur, Pajoks und
Care-Pakete (1990).

Seite 22/23

Küpper 1971, 447.

Seite 24/25

U. Im Hof et. al. Geschichte der
Schweiz und der Schweizer (1986).

Seite 26/27

Küpper 1971, 250.

Seite 28/29

A. Furger, Kutschen und Schlitten in
der Schweiz (1993).

Seite 32/33

C.G. Jung, Über die Archetypen des
kollektiven Unbewussten (1934).
Peter Birkenhäuser, Licht aus dem
Dunkel – Die Malerei von Peter
Birkhäuser (1991).

Seite 38/39

Büchmann 1964, 230. Röhrich 1973,
232.

- Seite 40/41
Krüger-Lorenzen 1991, 222f.
- Seite 42/43
Musikautomaten Museum Seewen,
Westermann-Reihe museum (1993).
- Seite 46/47
Zoozmann 1991, 253. Kupper 1971,
180f. Röhrich 1973, 556. Ingrid
Loschek, Mode – Verführung und
Notwendigkeit (München 1991).
- Seite 50/51
Carlo Michael Sommer und Thomas
Wind, Mode – Die Hüllen des Ich
(1988). Röhrich 1973, 1183f.
- Seite 52/53
Röhrich 1973, 288f. 544f. und 1054f.
- Seite 56/57
Krüger-Lorenzen 1991, 52. Röhrich
1973, 616.
- Seite 58/59
Duden 1976, 2068. Röhrich 1973,
279.
- Seite 62/63
O. Neubecker, Heraldik, Wappen –
Ihr Ursprung, Sinn und Wert (1977)
178f. Röhrich 1973, 546.
- Seite 64/65
U. Im Hof et al. 1986.
- Seite 66/67
Krüger-Lorenzen 1991, 233.
Zoozmann 1991, 402. Kluge 1975,
631.
- Seite 68/69
Röhrich 1973, 286.
- Seite 70/71
Röhrich 1973, 432.
- Seite 72/73
Schloss Wildegg, Westermann-Reihe
museum (1988).
- Seite 76/77
Röhrich 1973, 225. W. Mieder in:
Der Sprachdienst 5/1992, 154ff.
- Seite 78/79
Ausstellungskatalog «Emotionen»
des Bernischen Historischen
Museums 1992, 177.
- Seite 80/81
Hanspeter Landolt, 100
Meisterzeichnungen (1972) 76.
Röhrich 1973, 1115.
- Seite 82/83
Reiner Sorries, Die alpenländischen
Fastentücher, Vergessene Zeugnisse
volkstümlicher Frömmigkeit (1988)
bes. 208-211.
- Seite 84/85
Historisches Museum Basel, Führer
durch die Sammlungen (1994) 57. G.
Ifrah, Universalgeschichte der
Zahlen (1987). Röhrich 1973, 453.
- Seite 86/87
Röhrich 1973, 976.
- Seite 88/89
Erasmus von Rotterdam, Vorkämpfer
für Frieden und Toleranz.
Ausstellung des Historischen
Museums Basel (1986) 146ff.
- Seite 92/93
Peter Jezler et. al., Himmel, Hölle,
Fegefeuer. Ausstellungskatalog des
Schweizerischen Landesmuseums
(1994) bes. 41ff. und 382f. Krüger-
Lorenzen 1991, 106 und 141.
- Seite 94/95
Claudia Brinker und Dione Flühler,
Die Manessische Liederhandschrift
in Zürich, Eine Veröffentlichung des
Schweizerischen Landesmuseums
(1991) bes. 163ff. H. Jacob-Friesen,
Das Hausbuch der Herren von
Hallwil. In: Basler Zeitschrift für
Geschichte und Altertumskunde 94,
1994, 29 – 74.
- Seite 96/97
H. Thommen et.al., Die Schlacht
von Sempach im Bild der Nachwelt
(1986).
- Seite 98/99
Ch. Niedermann, Nichts als jagen.
Neue Zürcher Zeitung Nr. 284,
5.12.1994. Röhrich 1973, 572.
- Seite 100/101
Claudia Brinker und Dione Flühler,
Die Manessische Liederhandschrift

in Zürich, Eine Veröffentlichung des Schweizerischen Landesmuseums (1991), bes. 68f.

Seite 102/103
Duden, Band 11, 555f.

Seite 104/105
Röhrich 1973, 1078.

Seite 110/111
H.G. Wackernagel, Altes Volkstum in der Schweiz, Gesammelte Schriften zur historischen Volkskunde (1956) 234ff. und 309.
Ed. Hoffmann-Krayer, Die Fastnachtsgebräuche in der Schweiz. In: Schweiz. Archiv für Volkskunde 1, 1897. Röhrich 1973, 255.

Seite 112/113
K. Meuli, Hauswüstung in Irland 1848. In: Schweizer Volkskunde 41, 1951, 15 – 18. Röhrich 186ff.

Seite 114/115
R. Moosbrugger-Lieu, Die Schweiz zur Merowingerzeit (1971) bes. 70ff.

Seite 120/121
G.G. Koenig, Wandalische Grabfunde des 5. und 6. Jhs. In: Madrider Mitteilungen 22 – 1981, 299ff. Der kleine Pauly, Lexikon der Antike 1123ff. Kluge 1975, 836f.

Seite 124/125
Duden, Band 11, 19.

Seite 126/127
W. Drack und R. Fellmann, Die Römer in der Schweiz (1988). Röhrich 1973/ 1155.

Seite 128/129
L. Rettenbeck, «Feige», Wort, Gebärde, Amulett (1951). M. Kohlert-Németh, Römische Bronzen I aus Nida-Heddernheim – Götter und Dämonen. A. Kaufmann-Heinmann, Die römischen Bronzen der Schweiz 1. Augst (1977) Nr. 290. Röhrich 1973, 262.

Seite 130/131
J.P.C. Kent et al. Die römische Münze (1973). Röhrich 1973, 1167.

Seite 134/135
Röhrich 1973, 111 und 102.

Seite 136/137
Furger 1984, 75f. und 94f. Röhrich 1973, 465 und 929.

Seite 138/139
Kluge 1975, 851 und 835. Furger 1984, 81f. und Röhrich 1973, 501.

Seite 140/141
A. Furger und F. Müller, Gold der Helvetier. Ausstellungskatalog des Schweizerischen Landesmuseums (1991) 121. Röhrich 1973, 893.

Seite 142/143
Herbert A. Cahn, Eulen nach Athen tragen – Oder die erste Weltwährung. In: Fernsehen in die Antike (1994) 16ff.

Seite 144/145
Röhrich 1973, 909.

Seite 146/147
M. Egg et al., Die Gletschermumie vom Ende der Steinzeit aus den Ötztaler Alpen. Sonderdruck aus dem Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz 39, 1992. Archäologie der Schweiz 15, 1992/4, 166ff.

Seite 156
Elisabeth Landolt nach Christiane Andersson in: Erasmus von Rotterdam. Ausstellungskatalog des Historischen Museums Basel (1981) 168f.